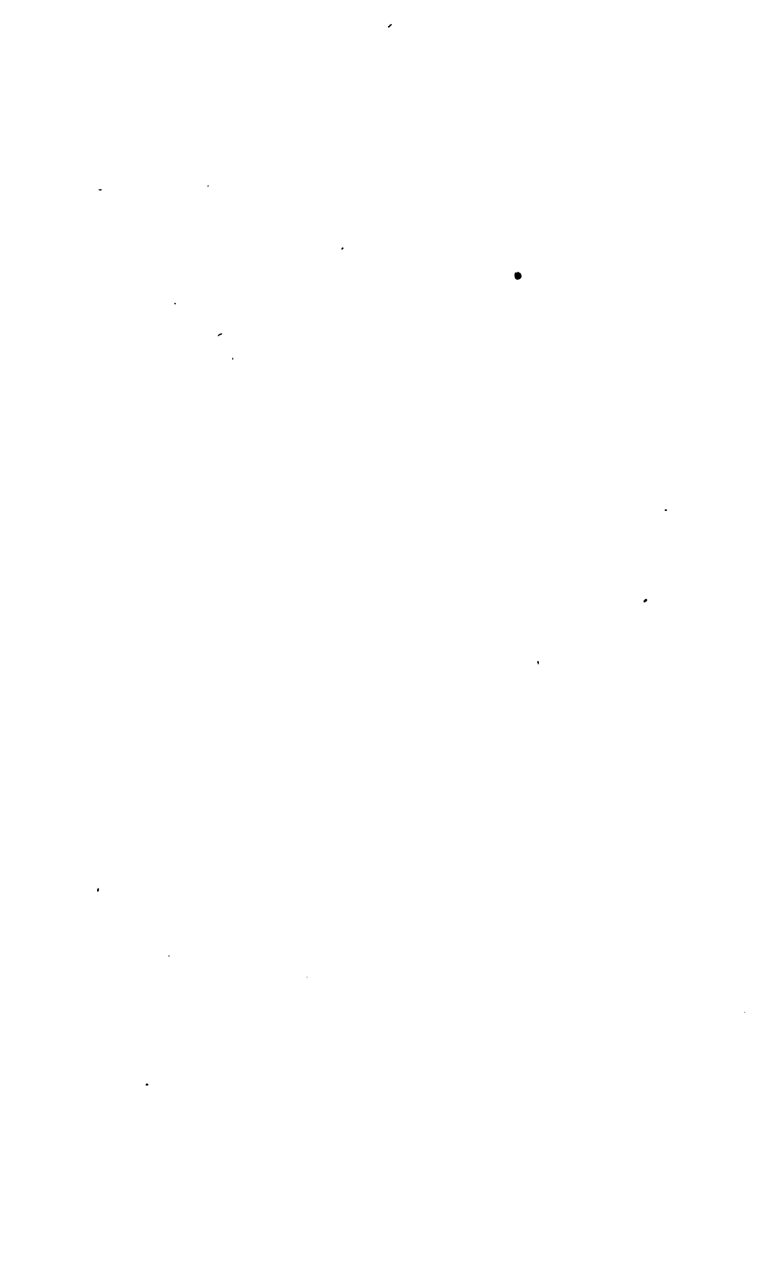












Die neuere

Schwedische Literatur.



Die neuere

Schwedische Literatur.



Von

O. P. Sturzenbecher.

Leipzig,
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.
1850.



Einleitung.

Bevor ich näher auf die specielle Epoche in der schwedischen Literatur eingehe, welche den Gegenstand dieses anspruchslosen Werkchens bildet, halte ich es für nöthig, einen Blick auf die nächstvorhergegangene Zeit zurückzuwerfen, damit die neueren Erscheinungen in den schönen Wissenschaften Schwedens und die damit verwandten Arten der Schriftstellerei nicht so vereinzelt und unmotivirt dastehen. Einen solchen Rückblick soll diese Einleitung bieten.

Die sogenannte „Gustavianische Zeit" ging ihrem Ende entgegen. Bellman's Leier verstummte; die bekränzten Faunen, die er mit seinen Zaubertönen aus den Hainen des Thiergartens hervorgerufen, schienen allmälig wieder vom Schauplatze abzutreten, und der schalkäugige Chor der Dryaden des Fischerkathen hatte ausgetanzt zwischen den Coulissen. Ulla Winblad's munterer Sänger übersetzte Gellert's Fabeln. Kellgren,

dieser Minnesänger im Haarzopfe, dieser Satiriker mit dem gepuderten Gelächter, sang ebenfalls am letzten Verse; er war übrigens in jedem Falle ein Mann, der ein besseres Loos verdient hätte, als in dem alten Maskeradencostüme des französischen Geschmacks zu spuken. Oxenstjerna fing an alt zu werden; hin und wieder griff seine Muse wohl noch in die Saiten und ließ einige scherzende Töne vernehmen, allein diese Muse war schon zu sichtbar alt geworden, sie war nicht mehr das rosenwangige Mädchen, welches in seinem kleinen koketten Schäferhute und in dem mit flatternden Schleifen geschmückten Korsettchen die Nation entzückt hatte in „Die Schnitter" und „Tagesstunden." Leopold, dieser unübertreffliche Meister in der eleganten, nüchternen, verständigen Poesie, saß sicher noch am besten und drechselte seine verschiedenen hölzernen Gedichte, deren glattem Aeußern und solider Natur der tonangebende Hof und, nach ihm, die nachäffende Menge fortwährend enthusiastischen Beifall schenkte; allein er ward immer einsamer auf dem alten Parnasse. Die Gustavianische Zeit — oder die „Augustische", wie man sie hin und wieder bei feierlicheren Gelegenheiten nannte — fing wirklich an, minder interessant zu werden, sie fing an — zu gähnen! Es war hohe Zeit, daß man sich zur Ruhe begab, Jeder an seinen Ort; der Abend war gekommen und warf schon seine Schatten über die olympische Wettbahn ......

Ehe wir jedoch diesem Säculum gute Nacht sagen, ist es billig, mit einigen Worten auch der „Götter von niedrigerem Range" zu erwähnen, welche einen bleichen Schimmer über diese hinsterbende Literatur verbreiteten, besonders da einige von ihnen, wenn man Alles in Anschlag bringt, vor Manchem der höheren, sogenannten „klassischen" Größen, genannt zu werden verdienten. Bellman hatte an Hallman einen guten Freund, ja mehr als einen guten Freund; denn er war einestheils des großen unsterblichen Sängers Geistesverwandter. Auch Hallman war ein flamländischer Maler in den schönen Wissenschaften; er schrieb besonders Vaudevilles, muntere, bisweilen etwas grobkörnige, aber oft recht witzige Bilder aus dem schwedischen Volksleben, mit einem gewissen poetischen Blumendufte über dem Ganzen. Sein Vaudeville „Die Gelegenheit macht Diebe" wird noch immer auf der stockholmer Bühne gegeben und findet noch immer denselben frischen Beifall, wie da es zum ersten Male vor dem Gustavianischen Publikum über die Breter ging. Hallman ist ein kleines Stück Holberg für die Schweden. Ein anderer von Bellman's Freunden und Brüdern in Apollo war Kexél, der ebenfalls verschiedene Lustspiele und Vaudevilles geschrieben hat, wohl meistens von fremder Hand entlehnt, aber doch in ein echt nationales Costüm eingekleidet. Envallson, auch ein dramatischer Dichter, war eine Art Scribe seiner Zeit; die Zahl seiner Lustspiele übersteigt ein halbes

Hundert, und auch von ihnen haben sich mehrere bis in unsere Zeit auf der Bühne erhalten.

Ein Verfasser mit noch mehr hervorstechenden Zügen für diese Epoche ist Wallenberg, ein Mann, dessen Name übrigens außerhalb Schweden so gut wie unbekannt sein dürfte. Seinen Landsleuten, den Schweden, ward er unsterblich durch sein Werk: „Mein Sohn auf der Galeere, oder allerlei Dintengeklecksé" (Min son pa galejan eller Allahanda Blackhornskram), gesammelt während einer ostindischen Reise. Wallenberg machte nämlich als Beamter auf einem Fahrzeuge der schwedisch-ostindischen Compagnie die Reise mit und nahm sich vor, meistentheils nur zu seinem eigenen Vergnügen, während der Fahrt und dem Aufenthalte an den verschiedenen Orten unterwegs, seine Bemerkungen niederzuschreiben. Diese Reiseaufzeichnungen wurden erst lange nach seinem Tode herausgegeben, fanden jedoch sogleich allgemeinen Beifall wegen des unverdroßnen Humors, der sich in ihnen ausspricht, sowie auch der, mitunter zwar etwas derben, jedoch immer witzigen Wortspiele, die so ungezwungen und ungekünstelt aus seiner Feder fließen, gleich freien, schnell entworfenen Holzschnittarabesken. Gustav III. richtete frühe schon seine Aufmerksamkeit auf den wegen seines Witzes bekannten Mann und hatte ihm sogar einmal zufällig zu verstehen gegeben, daß Wallenberg auf jede Pfarre rechnen könne, um die er sich bewürbe. Als nun die einträgliche Pfarre Mönsteras

im Kalmarstifte erledigt war, meldete sich Wallenberg als Bewerber um dieselbe. Gustav bedachte sich einen Augenblick; Wallenberg war noch ein ganz junger Mann und die Pfarre eine von den besten des Landes. „Sie sind jedoch ziemlich jung für ein solch' fettes Stück Brod, für einen so wichtigen Beruf," sagte dann der König. Wallenberg antwortete mit einer bedeutungsvollen Verbeugung: „Ich bin in demselben Jahre geboren, wie Ew. Majestät." Inwiefern er dies wirklich war, weiß ich nicht genau, aber Gustav III. war der Mann, der eine Replik verstand und zu würdigen wußte, und Wallenberg erhielt das Pastorat; und das, obwohl er noch obendrein als ein starker Freigeist in der Politik bekannt war. Daß Wallenberg es übrigens auch in literarischer Beziehung war, spricht sich am deutlichsten durch folgende Reflexionen in einem Kapitel seiner Reise aus, wo es heißt:

„Frei geboren in der Gesellschaft, dulde ich keinen Zwang im Studierzimmer. Wenn das politische Joch meine Schultern nicht drückt, warum sollte ich dann mein Gehirn mit dem grammatikalischen belasten? Nein! bleibt auf den Schulbänken, ihr Donate und Quintiliane! Regeln sind nichts anderes als todte Lasten auf einem lebendigen Geiste, welche die Denkkraft darnieder drücken und die Freiheit und den Flug einer raschen Vorstellung einschränken .... Mag daher der Geist sich selbst Wegweiser sein! Ist die Liebe für das Hohe,

Schöne und Natürliche nicht schon in deiner Seele, so kann sie dir Aristoteles nicht mittheilen. Homer wäre nicht Homer gewesen, hätte er unsere Poetiker gelesen. Plinius der Jüngere sagt von einem Redner, der sehr exact und regelrecht, aber wenig feurig und erhaben war: „er hat nicht mehr als einen Fehler, nämlich den, daß er gar nichts hat." Ein Gesicht, in welchem die Natur gleichsam in der Eile nachlässig kleine Schönheiten ausgestreut, erobert mehr Herzen, als die allerschönste Venus, die nach Zirkel und Maßstab ausgepinselt ist. War die Helena eine regelrechte Schönheit, ach! welche Narren waren dann die Griechen, daß sie ihretwegen ganzer zehn Jahre sich in den Haaren gelegen!"

Man muß zugeben, daß solche Sätze, aufgestellt in den achtziger Jahren des achtzehnten Säculums, mitten in dieser „regelrechten" und „nach Zirkel und Maßstab ausgepinselten" Gustavianischen Literatur, einen sehr seltsamen Effekt gemacht haben müssen. Das war eine Rakete, mitten in der Nacht aufgestiegen. Woher kam sie?....

Ich will nicht von Wallenberg scheiden, ohne ein paar kleine Auszüge aus seinem Opus mitgetheilt zu haben. Hier zum Beispiel, wie er einen Seemann in einem Briefe an seine Huldin seine zärtlichen Gefühle ausdrücken läßt:

„Unvergleichliche Schönheitsblume! Die Kanonen deiner Augen haben Feuer in das Pulvermagazin meines

Herzens geschossen. Mein Schiff ist auf deine Schönheitsklippen gestoßen, das Bugspriet meiner Kaltblütigkeit ist zerbrochen, und wenn der Wind deiner Gewogenheit nicht bald die Segel meiner Begierden schwellt, muß ich in den heftigen Brandungen meiner Verzweiflung untersinken. Ja, schönster Engel, ich liebe dich mehr als guten Wind und Piaster. Der Kompaß deiner Augen soll fortan meinen Cours bestimmen und das Steuer deines Willens mein Lebensschiff regieren. Wenn du wüßtest, wie das Feuer deiner Schönheit in der Kabuse meines Herzens flammt, würdest du es gewiß mit den mitleidigen Feuerspritzen deiner Augen löschen. Deshalb, meine Koralle! sei nicht so hart wie die Romansklippe! Schicke mir einige hübsche Liebeserfrischungen mit dem Paketboote deines Briefes, oder komm selbst! Ich sende dir eine volle Ladung Grüße und verbleibe mit Ballast und Bramsegel, in allen Wettern und Himmelsgegenden, meiner unvergleichlichen Maiblume ergebenster Theerkappen N. N. — P. S. Grüße Vater und Mutter! ich wünsche ihnen doppelte Rationen von allem Lieben und Guten. Lebe wohl!"

Während der Reise bekamen sie zufällig einen fliegenden Fisch. Wallenberg schrieb darüber folgende Betrachtungen nieder:

„Der fliegende Fisch ist der Bruder zur Schwester Fledermaus zu Lande. Beide mißglückten in der Hand der Natur. Jupiter — sagt die Seechronik — setzte sich

nieder, sie zu schaffen und hatte im Sinne, beide zu Vögeln zu machen; aber seine Frau Gemahlin, die eifersüchtige Juno, kneipte ihn just während dessen ins Ohr. Holla! schrie der Ueberraschte und ließ die Arbeit halbfertig aus den Händen; der eine fiel in's Meer, der andere blieb auf einem Berge liegen. Der moralische Charakter des fliegenden Fisches ist Lebhaftigkeit und Vermessenheit. Denn er macht allerlei Schelmenstücke im Wasser und wagt sich mitunter hoch in die Luft. Bei diesen Gelegenheiten können wir ihn auf's Deck bekommen, weil er herunterfällt und stirbt, sobald seine Schwingflossen trocken werden. Diesen gedenke ich mit mir heimzunehmen, für's Erste, um zu zeigen, wie wenig bindend der Eid der Poeten ist, wenn sie einem höchsteigenen Mäcenas, von dem sie sich eine Wohlthat zu erschmeicheln gewußt, versichern: „Eh' ich diese Gnad' vergesse, soll der Fisch noch fliegen lernen", und dann, um einige meiner gepuderten Mitbürger in Schweden zu erinnern, nicht höher zu fliegen, als die Schwingen tragen. Seht, will ich zu ihnen sagen und auf diesen Fisch zeigen, dieses kleine Thier würde noch leben, wenn es innerhalb seiner Grenzen geblieben wäre."

Wenn ihn die Lust anwandelte, machte er auch mit großer Leichtigkeit Verse; seine ganze Reise fließt über von solchen gereimten Ergießungen. Er sucht zum Beispiel an einer Stelle die Frage zu beantworten, was es denn eigentlich sei, das den Seemann vermöge, sich auf

das stürmische Meer hinauszuwagen und fremde Welttheile zu besuchen, und er kommt zu dem Resultate, daß man in der That nur um der Schönen willen, „um einen sprechenden Blick von einem schönen Mädchen" auf diese Art um die Erde renne.

Ein anderer, und zwar sehr bemerkenswerther Name, welcher dieser Epoche angehört, ist Anna Maria Lenngren. Frau Lenngren war ohne Zweifel eines der geistreichsten Frauenzimmer, die je die Feder geführt; aber es ist ganz natürlich, daß der Geschmack der Zeit auch auf sie einigen Einfluß ausüben mußte, daher ist auch in den Locken dieser Muse etwas Puder. Zwischen den Gedichten von prosaisch-moralischem Inhalte, wodurch sie in aller Unschuld sich vermuthlich als würdige Schwester der großen academischen Perücken documentiren wollte, die den Helikon besetzt hielten, entwarf sie indessen auch einige andere von mitunter recht echtkomischer Satire, sowie mehrere von einem rein idyllischen Geiste durchdrungene. Frau Lenngren hatte ein zwiefaches Talent; mit demselben Griffel, mit dem sie die groteskesten Carricaturen zeichnete, führte sie auch kleine einnehmende Genrebilder aus dem Gesellschafts- und Landleben aus. Mit dem feinsten Blicke wußte sie immer den Nagel auf den Kopf zu treffen, und die ganze Welt verstand sie daher so gut, so ganz ohne allen Commentar. Ihre Popularität war grenzenlos, und noch heut zu Tage haben weder Tegnér's „Frithiofs Sage" noch die

Romane der Fräulein Bremer sie ganz von den Herrenhöfen und Pfarrwohnungen auf dem Lande verdrängen können, wo sie seit dem vorigen Jahrhunderte gleich unentbehrlich war wie das Fichtenreis auf dem Boden und die Kornblume auf dem Ofensimse. Frau Lenngren's Poesie ist selbst Fichtenreis und Kornblume, sie duftet, sie erfreut, aber sie — sticht auch. — Ihr Gedicht „Die Knaben" (Poskarne) wird seit fünfzig Jahren mit ungeschmälertem Entzücken von ganz Schweden gesungen; es ist durchweg naiv und lebendig, und die Sprache so rein, so krystallisch, so direct aus Aganippen's Flut geschöpft! — Ein anderes Gedicht, nicht weniger berühmt als das vorige, ist überschrieben: „Die Liebe und die Thorheit" (Karleken och Darskapen). Die Götter sitzen nach beendigtem Lottospiel beisammen und unterhalten sich „bei einem Feuer von Zimmetholze." Frau Juno knackt Pfeffernüsse, Venus fertigt Manschetten, und die Grazien sitzen fleißig an den Stickrahmen. Jupiter läßt sich den Nektar munden, den er hin und wieder in seinen Bart verschüttet, Mars aber liest die Zeitungen und ruft aus: Bravo, bravo, Bonaparte! Währenddem spielen Cupido und seine kleine Schwester, die Thorheit, mit einander auf dem Boden, was auf dieselbe Art endet, wie bei Kindern meistens, daß sie nämlich einander in die Haare kommen, wobei die Thorheit in ihrem Uebermuthe mir nichts, dir nichts dem Cupido die Augen auskratzt! Nun war großer Lärm; man ließ eiligst den „Acrel"

der Götter holen — Acrel war ein renommirter Operateur der damaligen Zeit —; doch dieser weiß keinen Rath für die Augen des armen Cupido; der Knabe bleibt stockblind. Da weinte die Venus und die Schaar der Götter schwur der Thorheit Rache und Tod. Die Sünderin zitterte; doch da erhob sich Jupiter und sprach die Strafe aus für ihr Vergehen — sie müsse fortan ihren blinden Bruder leiten!

Es ist in diesem ganzen kleinen Gemälde eine Wahrheit, eine Individualisirung in der pikantesten Haltung, und was man sonst auch über die Allegorie als Kunstart sagen mag, so läßt sich doch nicht bestreiten, daß die in Frage stehende in Form und Ausführung wirklich ein kleines Meisterstück ist. Die spätere schwedische Literatur hat kaum ein ähnliches aufzuweisen.

Allein, wie gesagt, alle diese: Hallman, Wallenberg, Frau Lenngren, wurden, wenigstens allerhöchsten Orts der schönen Wissenschaften, nur als Geister oder Talente untergeordneten Ranges angesehen, sie wurden als die Mittelklasse der Dichtkunst und Literatur betrachtet, und Gustav III. war gewiß weit davon entfernt, anders mit ihnen zu verkehren, als in gebührender Entfernung, aus Furcht, von dem schlechten Geruche ihrer Poesie angesteckt zu werden, wie er auch, seinen eigenen Worten zufolge, Aehnliches befürchtete, so oft er mit einem Unadeligen sprach. Die schwedische Academie, welche er 1786 stiftete, hatte von Anfang an eine so vornehme Stellung

erhalten und war im Uebrigen so prohibitistisch nur auf „das Ernste" eingeschränkt, daß selbst Bellman keinen Platz darin finden konnte. Nicht einmal Lidner, der doch ein „ernster" Dichter war, wurde dieser parfümirten Ehre für würdig befunden, einer Ehre, welche jedoch — man muß das wohl im Auge behalten — von den Zeitgenossen als das einzig vollgültige und echte Vollmachtsdocument einer literarischen Größe angesehen wurde; und während dieser letztgenannte Dichter seinen ziemlich unbemerkten und distelbewachsenen Weg ging, saßen im Achtzehnmännerbunde der schönen Wissenschaften, in ihren vergoldeten Sammetfauteuils, ich weiß nicht welche hochwohlgeborene Dichter, die die ganze Welt schon lange vergessen, und nickten den erwählten Geheimrath des „Guten Geschmacks" mit den zierlichen, gesteiften Manschetten der Poetasterei und der gefältelten Krause der Rhetorik in einen süßen Halbschlummer.

Ich habe Lidner genannt. Eine große poetische Natur, deren letzte Töne wie einer Wachtel tiefer Schlag in der Abenddämmerung der Gustavianischen Literatur erklingen. Gefühl und Leidenschaft in jedem Zolle, zeigt Lidner einen höchst eigenthümlichen Contrast gegen der meisten andern Gustavianischen Dichter kalte Verständigkeit. Aber wie sein einsames Leben ein ununterbrochenes Märchen von übrigens ziemlich cynischen Orgien war, so war auch seine Poesie eine zügellose Mänade, die der Leier bald die erhabensten Töne, bald die

schreiendsten Dissonanzen entlockte, bald ihre Seele in einem fast spasmodischen Pathos ergoß, bald wieder in die ungenießbarste, fadeste Sentimentalität verfiel. Derselbe Mann, der in dem einen Augenblicke einen fast ekligen Mißmuth durch wässerige Verse hinschleppt, indem er erzählt, wie er selig „geweint im tiefen Thal der Einsamkeit", derselbe Mann überrascht im nächsten Augenblick durch die wilde Energie seiner Gedanken und das malerisch Lebendige seiner Diction, wie z. B. in „Medeas" Imprecationen und in der äußerst melodramatischen Beschreibung von dem Tode der „Gräfin Spastara" bei dem Erdbeben im Jahre 1783 (Spastaras död). Zugleich ist er, zufolge seiner Sklaverei unter der Gemüthsstimmung des Augenblicks, bald ein Königsverehrer, dessen lächerlich hyperbolische Schmeichelei gegen Gustav III. zum Sprichwort geworden, bald ein donnernder Republikaner, dessen Freiheitssinn sich in enthusiastischen Versen aussprach, wie in den Versen an Washington und die Nordamerikaner in seinem Gedichte „1783" (Aret 1783). Lidner war ein nervenkrankes Genie; er konnte nie seiner selbst mächtig und daher auch nie Künstler in des Wortes höchster Bedeutung werden; dessenungeachtet griffen viele seiner Inspirationen tief in die Brust seiner Mitwelt, es lag selbst in ihrer fieberkranken und fast wilden Glut etwas, das ansteckte und berückte. Er steht übrigens immer als ein äußerst merkwürdiges Phänomen seiner Zeit da, ein

feuerspeiender Geiser mitten unter den Eistrieben der Gustavianischen Literatur.

Der Hahn, welcher einen neuen Morgen der schwedischen Literatur verkündete, hieß Thomas Thorild. Man saß noch und schnarchte auf dem schwedischen Parnaß in seinem süßesten Schlummer, als sein Wächterruf aus dem tiefen Thale erschallte. Man schüttelte sich, kniff sich in die Augen und — schloß sie auf's Neue. Aber der thorildische Hahn schrie noch einmal und zwar so laut, daß selbst der greise Kellgren aufstehen und ihn zu stillen suchen mußte. Allein es half nichts.

Was Wallenberg nur im Vorbeigehen gesagt über die Befreiung der Poesie von dem tödtenden Formalismus, unter dessen Drucke sie ein verwöhnter und falscher Geschmack so lange gehalten, sprach Thorild zuerst mit einem bestimmteren Tone, mit vollerem Bewußtsein und größerer Umfassung aus. Er war der Erste, der es wagte, im Angesichte des regierenden, ich hätte fast gesagt geheiligten Gallicismus den Namen Shakespeare zu nennen. Er sprach später noch mehrere andere furchtbare Namen aus, wie Klopstock, Göthe, sogar Ossian. Wer hatte wohl Aehnliches gehört? Und wie wird sich der ungeschmückte, ungepuderte Naturmensch Shakespeare hier mitten unter diesen brodirten, phraseologischen Seidenfräcken ausnehmen? Was werden wohl die durchsichtigen, hyperromantischen Luftgebilde von Morvens wilden Hügeln in dem beschnittenen und besandeten Gar-

ten des ultraparisischen Geschmacks für eine Figur machen? Kellgren wehrte alle diese Neologismen mit einem moquanten Scherze „Shakespeare's Wahnsinn" (Shakespeares yra) von sich ab, und die übrigen Väter nahmen den Mund voll Alexandriner, um diese seltsamen Dämonen zu beschwören. Die Zeit war inzwischen reich für eine neue Kultur, und die Worte, welche Thorild aussäete, waren Eicheln, die auf guten Boden fielen und von welchen jene Eichen aufgewachsen, in denen Schwedens spätere herrliche Singvögel genistet und gewohnt haben und noch heute nisten.

Thorild war vom Scheitel bis zur Zehe ein Mann der neuen Ideen. Er war eine revolutionaire Natur. Nach welcher Seite er sich auch wenden mochte, so sah er neue Sachen, und er sprach seine Gedanken hierüber in einer Sprache aus, die statt des Paradedegens der leopoldischen Salonphilosophie zu ernster Fehde das blankgeschliffene Schlachtschwert der logischen Ueberzeugung und der ewigen Wahrheit entblößte. Wegen seiner Schrift „Die allgemeine Freiheit des Verstandes" (Allmänna Förstandets frihet) wurde er des Landes verwiesen und starb in Greifswalde. Uebrigens war er von der Natur weit mehr zum Denker, als zum Dichter berufen, und seine eigenen Dichterwerke erfüllen durchaus nicht alle Anforderungen, ja können nicht einmal als Repräsentanten der neuen Ansichten über das Wesen der Dichtkunst betrachtet werden, die er selbst in seiner

Prosa so kühn und voll Selbstbewußtsein ausgesprochen. Sein Beruf lag ganz im Theoretischen, und Phantasie besaß er wenig oder gar nicht, obwohl er sie fühlen und erkennen konnte, wo er sie bei Andern fand.

Ich habe Thorild den Hahn genannt, welcher den grauenden Morgen verkündete; wir werden bald die Singvögel in der Morgenröthe zwitschern hören. Sie waren so lange von dem schwedischen Helikon verbannt gewesen, diese armen wilden Sänger, man hatte sie ein für alle Mal von ihm vertrieben mit der hohlen Vogelscheuche des feinen Geschmacks; und wie war man daher erstaunt, eines schönen Morgens die lieblichen, ungekünstelten Töne einer Schwalbe zu hören, die den Muth gehabt hatte, während der Nacht ihr Nest gerade unter dem Firste des Musentempels zu bauen! Diese Schwalbe war Franz Michael Franzén.

Meiner Treu! das war etwas ganz Anderes, als das Geplapper der Staats- und Hofpapagaien in ihren vergoldeten Bauern! Welch reine, ätherische, frühlingsfrische Melodien! ..... Franzén ist als Lyriker der Haydn der schwedischen Poesie; es sind dieselben reinen Inspirationen, es ist dieselbe gutmüthige, fast kindliche Naivetät, dasselbe Vermögen, mit geringen Mitteln Großes zu schaffen. Nur von Frau Lenngren's Leier hatte man früher etwas von dieser ungekünstelten Musik der Poesie vernommen — Bellman's Lyrik steht ganz vereinzelt für sich da — aber es verrieth sich leicht, daß man bei

Franzén im Grunde weit mehr tiefes und wahres Gefühl fand, als bei der Muse Anna Maria, deren Talent hauptsächlich der Satire angehörten. Franzén ist nie satirisch gewesen. Wie sollte man auch satirisch sein können mit diesen kindlich guten Augen, mit diesen frommen Gesichtszügen, diesem evangelisch blonden Haare, gescheitelt à la Jean Baptiste?

Uebrigens ist Franzén durchaus nicht als ein übermäßig großer Geist, ein durchgreifendes Genie zu betrachten; aber er ist sehr liebenswürdig. Seine Poesie ist kein Niagara, der seinen Schaum über Berge und Wälder spritzt, sondern sie ist eine murmelnde Quelle, zu welcher die Hirtin des Thales kommt, sich aus ihr zu erfrischen. Ich erinnere mich noch, wie ich als ein Knabe bei feierlichen Gelegenheiten in einem kleinen, meiner Mutter gehörigen, sauber eingebundenen Buche blättern durfte, einem dünnen Octavbande, auf dessen glatte Velinseiten der Bruder der guten Frau in jüngern Jahren eine Auswahl der damals populärsten Gedichte zierlich abgeschrieben hatte; da waren ein paar Gedichte von der Frau Lenngren, ein kleines rührendes Stück von Lidner, u. s. w., doch vor allen prunkte ein Gedicht von Franzén, und dieses war besonders ausgezeichnet durch allerlei artistische Schnörkel um die Titelbuchstaben. In Frage stehendes Gedicht trug den Namen „Die Kleinen“ (De Sma); es ist durchaus so naiv, so kindlich unschuldig und mit so meisterhaftem Pinsel gezeichnet,

daß ich jetzt recht gut fühle, warum es in meiner Mutter hübschem Buche so besonders durch Zierrathen ausgezeichnet war. Im Allgemeinen hat Franzén's Poesie etwas von dem Mystischen, was man „Frauenzimmergeschmack" nennt; dieses Milde, Angenehme ist etwas, was die Damen so innig verstehen; sind es ja auch die Rosen, welche den ätherischen Schmetterling interessant finden. Uebrigens artet diese Süßigkeit Franzén's nicht selten in Uebertreibung aus, und dies ist eine der hauptsächlichsten Bemerkungen, die man gegen ihn machen muß. Einen in die Augen fallenden Beweis bietet sein Gedicht „Die Blumen" (Blommorna). Dasselbe wird ohne Zweifel manche „schöne Seele" recht herzlich zu Thränen rühren, aber die Kritik — o! die hartherzige Kritik! — kann nicht anders, als diese zärtliche Greinerei von Kindern, die „mit Thränen einem ewigen Frühlinge droben unter den Sternen zulächeln", auf das Bestimmteste zurückweisen. Und das ist leider nicht der einzige Fall, daß bei Franzén ein ähnlicher Kinderstubenspleen, eine ähnliche Melancholie im Kinderröckchen und Fallhute vorkommt.

Merkwürdig genug! derselbe Dichter hat uns gleichwohl in andern Gedichten Proben einer Lebensfrische hinterlassen, die sich bisweilen zum höchsten Dithyrambenschwunge erhebt. Dies ist der Fall in dem Gedichte „Der Freude Augenblick" (Gladjens ögonblick), sowie in dem nicht minder feurigen und electrisirenden „Der

Champagner" (Champagne vinet). Da sprühen und schäumen die sprudelnden Daktylen! Und welch' ein poetisches „Bouquet" in dieser ganzen Lebensanschauung! Es ist das ätherischeste Kohlensäuregas eines veredelten Epikuräismus.

Franzén hat außer seinen vielen lyrischen Sachen eine Menge anderer geschrieben, die sich aber, genau betrachtet, an poetischem Werthe nicht mit seinen Liedern und Romanzen messen können. Seine „Emilie oder ein Winter in Lappland" ist ein träge dahinschleichendes didaktisches Opus, das allzusehr an die Gustavianische Poesie erinnert. „Die Versammlung bei Alvastra" (Mötet vid Alvastra) ist ein historisches Gemälde in ziemlich großen Dimensionen angelegt, die er nicht vollkommen ausfüllen konnte. „Columbus" ist ein romantisches Epos, welches mit Haut und Haar dem „genre ennuyeuse" angehört. Etwas besser sind „Svante Sture" und die Fragmente von „Gustav Adolph", einem in gigantischem Maßstabe angelegten Nationalepos, die Franzén vor einigen Jahren in einem Weihnachtskalender mitgetheilt. Er hat sich auch, obwohl nicht mit sonderlichem Erfolge, in der dramatischen Poesie versucht. Als Secretair der schwedischen Academie während mehrerer Jahre hat er auch eine große Anzahl von officiellen Lebensabrissen mehr oder minder berühmter schwedischer Männer in Form von „Gedächtnißreden" (Aereminnen) abgefaßt; das Wohlwollen hat es sich zur Pflicht gemacht,

in diesen biographischen Reden Franzén's immer etwas zu finden, was man „Beredtsamkeit der Unschuld" nannte. Warum nicht?

Franzén lebt als ein betagter Mann in Hernösand in Norrland, wo er wohlbestallter Bischof ist. In den letzten Jahren ist er ein prosaischer Reimschmied gegen die neue Zeit und ihre Ideen geworden. Der Ehrenmann ist nun eben in schlechten Humor gerathen über die politischen Fortschritte, sowie über die umstürzenden Consequenzen der neuhegelianischen Philosophie, welche auch in Schweden anfing Terrain zu gewinnen. Er glaubt mit seinen gereimten Strafpredigten dieser Staat und Kirche erschütternden Bewegung einen Riegel vorschieben zu können, und es fehlt natürlich nicht an solchen, die bei ihm diese die Zeit anfeindende Gemüthsstimmung und diese beklagenswerthe Schreibwuth unterhalten, weil der bloße Name Franzén in des Einen oder Andern Augen noch immer als eine Autorität gilt, die hinreichend ist, einer geringfügigen Sache für den Augenblick ein gewisses scheinbares Ansehen zu verleihen. Diese polemischen Versstücke Franzén's sind übrigens in jeder Hinsicht fast unter aller Kritik. Daß er keine satirische Ader besitzt, habe ich schon im Vorhergehenden gesagt; er kann blos böse und erbittert sein, wie ein aufgebrachtes Kind oder eine Mücke in der Flasche; und solch ein purer Zorn ist niemals pikant, weder in Versen noch in Prosa. Glücklicherweise hat der greise Dichter

auf jeden Fall in seinen jüngern Tagen ein solches Capital literarischen Ruhms erworben, daß er nicht blutarm wird, wenn er auch jetzt in seinem Alter etwas davon aufs Spiel setzt.

Gleichzeitig mit Franzén trat auf dem schwedischen Dichterforum Wallin auf, der vor wenigen Jahren als Erzbischof des schwedischen Reichs starb. In der Eigenschaft als Beamter, Patriot, Organisateur — denn er besaß nebst seinem literarischen Talente auch ein reformirendes und praktisch ordnendes, und hätte Premierminister oder Präsident in einer Republik sein sollen — trug er den Namen Johann Olaf Wallin, ein Name, den Schweden lange nicht vergessen wird; als Dichter und Redner heißt er nur „Die Davidsharfe im Norden", ein Titel, ewiger, als der eines Erzbischofs! — Wallin's Nachfolger im Erzbisthum, Herr von Wingard, ist keine Davidsharfe . . . .

Wenn man von Wallin als literarischer Größe spricht, so denkt man eigentlich nur an seine Hymnen und Kanzelreden, und das mit Recht; denn da ist Wallin der Erste, „er und kein Anderer mehr." Erst da erkennt man ihn recht wieder, wenn er in die Saiten greift mit seinem lautschallenden „Auf, Psalter und Harfe, du Schwert des Geistes, du Wort der Kraft, zweischneidiges und scharfes!" oder wenn er in seiner unübertrefflichen Paraphrase von David's 104. Psalme — eine Paraphrase, die ich ein Melodram nennen möchte in des

Wortes alter musikalischer Bedeutung, so glaubt man die Begleitung der Orgel zu den wechselnden, äußerst malerischen Rythmen des Gedichts durchtönen zu hören, — wenn er, sage ich, bald besingt, wie auf des Schöpfers „Werde!“ in dem stillen Thale Alles sich hob und senkte, bald beschreibt, wie das Meer einstimmt in das Lob des Ewigen, das unendliche Meer, „wo Heere von Leben, ohne Zahl, ohne Namen, um einander wimmeln und die unermeßlichen Abgründe erfüllen; . . . wo der Mensch, nicht satt von der Erde Brot, um des Todes Reich hinjagt nach des Lebens Ueberfluß.“

Ich lege ein besonderes Gewicht auf die Antithese, welche in diesem letzten Satze vorkommt, weil dieses rhetorische Mittel gerade eins der Geheimnisse in der Wallin'schen Poesie und Beredtsamkeit ist. Nie hat Einer besser als er die ergreifende Kraft der Antithese verstanden und zu benutzen gewußt; er hat damit wirkliche Wunderwerke vollbracht. Der originelle, beim ersten Blicke ziemlich unregelmäßige Rhythmus, der meistens in seinen Hymnen vorkommt, ist ebenfalls ein hervorstehender charakteristischer Zug in Wallin's Suada. In seiner Lyrik und Rhetorik, besonders in letzterer, trifft man oft diesen freien, oft sogar bizarren Takt, aber er erreicht damit immer eine Menge zuvor nicht einmal geahnter Effecte; selbst die sonst in mehreren Fällen der Prosodie der Sprache widerstreitende Betonung, mit welcher er von der Kanzel oder Rednerbühne sprach,

trug durch ihre Eigenthümlichkeit dazu bei, dem Ganzen eine wunderbar überwältigende Kraft zu verleihen. Wenn er dann, der düsterblickende Mann, mit seiner tiefen Stimme, die gleichsam aus dem Innern einer delphischen Orakelhöhle zu kommen schien, mit diesem nüancirten Rhythmus und diesem gewagten, aber immer pikanten Tonfalle, seine von Kraftworten und Antithesen strotzenden Reden oder seine erhabenen Predigten vortrug, welche gleich seinen Psalmen und Hymnen unvergleichlich dastehen in der schwedischen Literatur, da glaubte man einen begeisterten Propheten der Vorzeit zu hören, einen Nestor, dessen Haupt voll von der Weisheit der Jahrhunderte und dessen Brust reich an dieser innern Musik, von welcher Shakespeare spricht.

Wenn übrigens Wallin im erhabenen, ernsten Genre groß war, fehlten ihm deswegen durchaus nicht Töne auch für das minder strenge, für das angenehme, spielende und leichte; viele seiner kleinern lyrischen Ergießungen in diesen milderen Tönen sind voll Anmuth und verrathen mitunter feinen Witz, wie sein Gedicht „An Dora" beweist.

Ein Dichter, der in gewisser Weise als nahe verwandt sowohl mit Franzén wie auch mit Wallin betrachtet werden kann, ist Choräus. Er besaß eine gefühlvolle, idyllische, elegische Natur, die mehr guten Willen als Kraft hatte. Auch er schrieb Psalmen, und Wallin gab gemeinschaftlich mit ihm die erste Probesammlung geist-

licher Lieder heraus, welche die Grundlage zu dem gegenwärtigen schwedischen Gesangbuche (Psalmbuche) wurden. Man findet inzwischen sogleich beim ersten Blick einen himmelweiten Unterschied zwischen Wallin's und Choräus' Psalmen; erstere sind erhabene Inspirationen der Harfe, letztere dagegen kränkliche Seufzer der Laute. Choräus starb schon in seinem dreißigsten Lebensjahre.

Um dem Rechte seinen Lauf zu lassen, muß ich übrigens speziell noch zwei oder drei andere Dichter nennen, die gleichzeitig mit Franzén und Wallin vor einigen dreißig Jahren ein gewisses Ansehen gewonnen.

Der erste ist Kullberg, derselbe Bischof in Kalmar, welcher bei der Ankunft der skandinavischen Wikinger daselbst, im Jahre 1843, in panischem Schreck sich in seinen Bischofsmantel hüllte, seinen Freund, den Landeshauptmann, unter den Arm nahm und ich weiß nicht nach welchem, vor dem Skandinavismus geschützten Schlupfwinkel im Innern von Södermöres Buchenwäldern floh. Dieser Herr Kullberg schrieb verschiedene Lehrgedichte, welche, nach dem Urtheile der schwedischen Academie „Genie und Geschmack" verriethen, die aber jetzt fast kein Mensch auch nur dem Namen nach kennt, sowie allerlei lyrischen Kram, welcher des Publikums Beifall erhielt wegen einer gewissen Anmuth in der Haltung, einer gewissen Herzlichkeit à la Vergißmeinnicht, einer gewissen Vollendung in der Form, welch' spätere schöne Seite er auch besonders in einigen mehr als

gewöhnlich guten Uebersetzungen von Bürger und Amalia von Helwig an den Tag gelegt hat.

Ein anderer nennenswerther Dichter aus dieser Epoche ist der Kanzleirath Valerius. Auch er stand mit dem einen Fuße in dem Kunstgeschmack der Gustavianischen Zeit und reimte didaktische Preisschriften, die sich selbst angähnen. Aber er hat daneben auch einige muntere Lieder von Wein und Liebe verfaßt, welche sehr populär geworden sind, und es auch theilweise verdient haben, obwohl man sicher auch hier keine tiefere Poesie trifft; es sind kleine, angenehme Conversationsstücke, die sich recht gut ausnehmen an einem muntern Tische, wo die aufgeräumte Laune und der edle Burgunder bewirken, daß man mit dem Dichter nicht so hart in's Gericht geht. Herr Valerius hätte mehr als klug gehandelt, wenn er seine Muse nie einer andern, als dieser überaus bescheidenen und nachsichtigen Dessertkritik bloßgestellt hätte, die ihr Votum bei einem Glase Wein und Knackmandeln abgiebt. Uebrigens war Herr Valerius gekannt und gefeiert wegen seiner ausgezeichnet schönen Stimme, und er war zu seiner Zeit ein unentbehrlicher Gast bei allen muntern Gelagen, wo er seine eigenen Lieder mit vollendetem Talente vortrug. Er lebt nun, seitdem er sich von seinem Posten zurückgezogen, ein stilles und unbemerktes Leben in Upsala, wo noch bisweilen die Studenten im Vorbeigehen unter seinem Fenster ein Lied anstimmen.

Ein dritter Schöngeist, der hierher gehört, ist Stjernstolpe, der vor mehreren Jahren starb, ein Mann voll Witz und Humor. Seine Originalgedichte haben wohl kein höheres Verdienst, allein er hat eine Menge Uebersetzungen nach Blumauer, Wieland und andern geliefert, die wirklich meisterhaft genannt werden können.

Lindegren, Granberg, Nordforß — alle drei Dramatiker — sind endlich noch einige literarische Namen zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. Sie haben die Scene passirt.

Hiermit habe ich die hervorragenden Notabilitäten aufgeführt, welche dem Tagesgrauen der neuern schwedischen Belletristik angehören. Wir kommen jetzt zu den Männern des angebrochenen Morgens. Die deutsche Poesie hatte einen entscheidenden Schritt vorwärts gethan, es war in der ganzen germanischen Kunst und schönen Literatur eine vollkommene Revolution vor sich gegangen, deren Wogen endlich begannen, auch der bisher so ungeheuer ruhigen Aganippe der schwedischen Literatur eine gewisse Bewegung mitzutheilen. In Dänemark war eben der große Streit zwischen Baggesen und Oehlenschläger im lebhaftesten Gange; in seiner Art ebenfalls ein Ausdruck der großen Gährung in den Kunsttheorien, welche von Deutschland ausging. Schweden konnte nicht länger neutral bleiben; es gab da ein junges Geschlecht, das keinen höhern Wunsch hatte, als seine Schwingen prüfen zu können, eine kampflüsterne

zahllose Cohorte, für welche die auf ihre königlichen Mauern vertrauende Gustavianische Institution: die schwedische Academie, eine Bastille in der Kunstwelt war, deren Erstürmung das Signal zu einer allgemeinen Insurrection werden sollte. Wie diese Erstürmung vor sich ging, und was darauf folgte, bildet den Stoff der folgenden Blätter.

Erster Abschnitt.

Wir haben einen flüchtigen Blick über den Abend der Gustavianischen und die Morgenröthe der neuen Zeit geworfen, wo Franzén und Wallin uns als die ersten echten Singvögel begrüßten und eine ganz andere Poesie verkündeten, als die war, womit man uns bisher bewirthet. Aber Franzén und Wallin waren gleichwohl ohne weiteren Ausdruck einer Bewegung im Innern der Zeit, einer Bewegung, die schon damals jeden Augenblick mit einer allgemeinen Revolution drohte. Wir haben Thorild seine kühnen Worte über die Freiheit der Poesie aussprechen hören; ungefähr gleichzeitig hatte Ehrensvärd in seiner „Reise nach Italien" (Resa till Italien) und in seiner „Philosophie der freien Künste" (De fria Konsternas filosofi) einige ganz neue Ideen aussprachen, welche sicher von seinen Zeitgenossen nicht begriffen wurden, aber dennoch Samenkörner waren, die auf gutes

Erdreich fielen. Ehrensvärd war in Allem ein höchst merkwürdiger Mann. Er war Generaladmiral und schrieb über Aesthetik. Ein tiefsinnigerer Kopf hat sicher nie über theerige Matrosen und vom Pulver geschwärzte Seeartilleristen kommandirt. Er hat uns indessen keineswegs ein entwickeltes ästhetisches System hinterlassen, sondern nur geniale Fragmente, mitgetheilt in einer äußerst eigenthümlichen Form. Es ist gleichsam eine Linienschiffskanonade von genialen Ideen; bald knallt es hier, bald dort, lakonisch, blitzschnell, ohne Zusammenhang mit einander, aber immer wohl gezielt und in's Schwarze treffend. Nach Ehrensvärd und Thorild kam der große Denker Höijer in Upsala. Dies war in den ersten Jahren unsers Jahrhunderts. Der eine Versuch, ein Organ für die neuen ästhetischen Ideen zu gründen, löste den andern ab, und man sah nacheinander eine „Literaturzeitung" (Literaturtidning), ein „Journal für schwedische Literatnr" (Journal för svensk literatur), eine „Allgemeine Literaturzeitung" (Allmän Literaturtidning) erscheinen, welche jedoch alle nach kurzer Wirksamkeit aufhören mußten, zum größten Theile wegen Verfolgungen von Seiten der Regierung, da man jetzt in Allem den Jakobinismus fürchtete und Shakespeare und Göthe fast mit denselben Augen betrachtete, wie einen Marat oder Robespierre. Benjamin Höijer, der Upsala-Philosoph, stellte sich selbst an die Spitze einer Literaturzeitung und demüthigte sich sogar durch

mehrere Reprisen, um bei der Regierung die dazu erforderliche Erlaubniß zu erbetteln, allein nach langem Hinhalten und allerlei mehr oder minder königlichen Ausflüchten wurde Höijer endlich mit der tröstlichen Bemerkung abgespeist, daß die königliche Majestät nur ein literarisches Journal haben wolle für das ganze Reich, und die Redaction dieser einzigen privilegirten Literaturzeitung wurde einem gewissen Herrn Wallmark übertragen, welcher in der Folge gerade dadurch eine auf seine Art ganz notable Person wurde. Die Zeitung, welche Herr Wallmark nun herausgab, und die vom Jahre 1809 an bis 1813 erschien, nannte sich „Journal für Literatur und Theater" (Journal för literaturen och theatern).

Herr Wallmark hatte sich schon mehrere Jahre zuvor als einen der unterthänigsten und treuesten Diener der schwedischen Academie documentirt; er hatte im Jahr 1804 eine Art didaktisch-beschreibenden Gedichts, betitelt „Die Hand" (Handen), gedrechselt, welches später mit erklärenden Planchen im Drucke herauskam. Ein Gedicht mit erklärenden Planchen! Meiner Treu! ich kann diese Art von Gedichten gut leiden; sie sind wie ein guter, ehrlicher Grützbrei, man weiß nicht, was man hat; es ist eine Poesie, in welche man einen Löffel stecken kann, ohne daß er umfällt. — Herr Wallmark war also als Dichter der Hand und der zehn Finger aufgetreten, und ich brauche wohl nicht erst hinzuzu-

zufügen, daß die Academie ihn dafür mit dem Preise belohnt hat. Sein Journal war, wie man es erwarten konnte, ganz im Interesse der alten Schule redigirt. Eine Kritik ohne Kern, eine blinde Bewunderung alles Gepuderten und Academischen, die erbärmlichsten Plattheiten, ausgestattet mit dem unnatürlichen und lächerlichen Reifrocke der alten Phraseologie!

Zum Glück für die schwedische Literatur hatte Gustav Adolph's lichtscheue Gewalt ihr Ende genommen. Es kam die Revolution und mit ihr eine neue Constitution, die unter Anderm eine fast unumschränkte Preßfreiheit verkündete. Nun fingen die jungen Männer an, sich zu erheben. Schon einige Jahre zuvor hatte sich in Upsala eine Gesellschaft gebildet unter dem Namen „Freunde der schönen Wissenschaften" (Vitterhetens Vänner), zu welcher Atterbom, Hammarsköld und Livijn gehörten; von ihr ging 1807 eine neue literarische Verbindung aus, genannt „Der Aurorabund" (Auroreförbundet), die Atterbom zum Chef hatte, und Palmblad, Ingelgren, Hebborn, Sondén unter ihre Mitglieder zählte, lauter Männer, welche später in dem großen Streite als die Hauptkämpfer auftraten. Die Früchte von den Vorarbeiten dieser kleinen literarischen Clubbs zeigten sich nun, da nach 1809 die Presse Freiheit erhielt, ohne Vormundschaft zu wirken. Schon im darauffolgenden Jahre kam in Stockholm die Zeitung „Polyfem" heraus, an deren Spitze Askelöf stand. Mit vieler

Laune bekämpfte er Herrn Wallmark's „Journal"; inzwischen schritt man noch nicht zu einer entscheidenden Schlacht, sondern man hielt es auf Seiten der Opposition für das Klügste, bis auf Weiteres blos einen ermüdenden Guerillakrieg zu unterhalten, bei welchem die jungen Cohorten das Kartätschenfeuer des Sarcasmus anwendeten, obwohl sie bei einigen passenderen Gelegenheiten gegen des Feindes schwache Punkte auch mitunter das gröbere Geschütz spielen ließen. Polyfem wurde treulich von mehreren Seiten unterstützt. Eine Zeitschrift „Lycäum" kam 1810 heraus, an welcher Höijer selbst arbeitete; die neue Schule sprach sich hier schon positiver durch philosophisch-ästhetische Aufsätze aus, diametral den veralteten Theorien der schwedischen Academie entgegengesetzt. Herr Leopold, der noch jetzt und lange darauf dastand „wie ein Pharus und aus einer vergangenen Sängerwelt herüberleuchtete", wurde einer durchgeführten Kritik unterworfen in einer Specialarbeit, betitelt: „Kritischer Brief, betreffend die gesammelten Werke des Kanzleiraths Leopold (Kritiska bref rörande kansliradet Leopolds samlade skrifter). Das war mehr, als bisher ein Sterblicher gewagt! Herrn Leopold, Herrn von Leopold zu kritisiren! Das war fast Dasselbe, als zu wagen, den Blitzstrahl Jupiters zweifelnd zu untersuchen oder den Kriegsgott unter das Soldatenmaß zu stellen. Auch warf sich das „Journal" mit einer Raserei ohne Gleichen auf die Schrift. „So ist denn nichts

mehr heilig in dieser Welt!" rief Herr Wallmark aus, „die Götterdämmerung naht heran, und Fimbulvetur ist vor der Thür; der Himmel erbarme sich über uns, die treuen Diener der königlichen Majestät!"

Herr Leopold saß inzwischen noch ziemlich sicher auf seinem academischen Throne; denn ein Gott läßt sich nicht schrecken von einem Zeitungsartikel oder einer politischen Flugschrift. Und er fuhr immer fort zu drechseln. Er drechselte die nettesten Alexandriner von der Welt, Alexandriner von Rosenholz, Elfenbein, sogar von durchsichtigem, kalten, aber glatten Alabaster!

Da erblickte die später so berühmt gewordene Zeitschrift „Phosphorus" das Tageslicht; es war im Jahre 1810. Sie war ursprünglich das Organ des Aurorabundes und gab in Folge das Signal zu dem großen Kriege auf offenem Felde und mit regelmäßig geordneten Streitmassen. Nun wußte das „Journal" weder ein noch aus, es nahm das Schlachtschwert in beide Hände, schloß die Augen und raste wie ein Wüthender unter die Glieder der Feinde; es war erbärmlich und lächerlich zugleich anzusehen.

Nach der Zeitschrift „Phosphorus" erhielten die Kämpfer der neuen schönwissenschaftlichen Schule den gemeinsamen Namen „Phosphoristen." Als später, im Jahre 1815, diese Zeitschrift aufgehört, gab dieselbe Schule die „Schwedische Literaturzeitung" (Svensk Literaturtidning) heraus, und sammelte in den vielen Jahrgängen des „Poetischen Kalenders" (Poetisk Ka-

lender) die Resultate ihrer neuen Ansichten und Tendenzen in ästhetischer Hinsicht.

Es würde allzuweite Abschweifungen herbeiführen, wollten wir alle die verschiedenen literarischen Campagnen, Scharmützel und Manöver berühren, welche seit der Zeit vor dem Auftreten des Phosphorus und später während eines ganzen Jahrzehends zwischen der alten und neuen Schule stattfanden. Palmblad, Atterbom*) und Hammarsköld standen immer im vordersten Gliede unter den Phosphoristen, und auf der ersten Seite war Herr Wallmark vorn und hinten als unglücklicher forcirter Anführer, dessen wehender klassischer Helmbusch den Waffen des Feindes zur Zielscheibe diente. Man war in der That ziemlich unbescheiden gegen Herrn Wallmark. So fand man Vergnügen darin, seinen ehrlichen Namen in „Markall" zu anagrammatisiren und aus diesem „Markall" eine förmliche Mythe zu bilden, die „in nuce" alle Sünden und Schwächen der alten Schule in sich fassen und repräsentiren sollte. Es wurde nun ein eigenes Comité niedergesetzt, diesen mythischen Markall rein todt zu schlagen. Die Wirksamkeit genannten Comités hatte zur Frucht ein Werk in zwei Theilen mit dem Titel „Markall's schlaflose Nächte" (Markall's sömnlösa nätter). Der erste Theil, verfaßt von Atterbom, Hammar-

*) Durch ein Versehen des Correctors ist in dem zweiten Bogen der Name Atterbom als Atterban stehen geblieben.

sköld und Sondén, ist eine Nachahmung der Iliade und Aeneide in Hexametern; der zweite Theil wurde von Dahlgren, unter Livijn's Beitritt, geschrieben und nähert sich in der Form Ariosto's „Orlando furioso." Um dem Ganzen einen gewissen Schein von Parteilosigkeit zu geben, ließ man zwar in dieser Arbeit einen und den andern Seitenhieb, eine und die andere Persiflage auch der neuen Schule selbst zukommen, aber die Schwedische Academie und ihr treuer Schweizertrabant, Herr Wallmark, wurden übrigens die Zielscheibe einer Satire, die an manchen Stellen in reines Pasquill ausartet und als solches wohl durch die gespannten Verhältnisse der damaligen Zeit erklärt, jetzt aber keinenfalls unbedingt gebilligt werden kann. Herr Wallmark kommt im ersten Theil nie anders als mit dem Epitheton „der Verstandesberaubte" vor, welches eine Ungerechtigkeit ist; denn man kann fürwahr einen vortrefflichen Verstand besitzen, obwohl man kein Dichter ist, und Herr Wallmark war gleichwohl ein Mann von einigem literarischen Verdienst, und hat in verschiedenen wissenschaftlichen Werken gezeigt, daß er Einsicht und raisonnable Gedanken hatte. Im zweiten Theile wird er als eine Art Centaur geschildert, halb Esel und halb Ritter, unter dem Namen Paw, ein Wort, welches aus Herrn Wallmark's Initialien P. A. W. zusammengesetzt ist. Auch hier findet man eine Menge persönlicher Invectiven, welche nur unvollständig entschuldigt werden können durch die übermäßig witzige Art und Weise, wie sie vorgebracht

werden. Uebrigens ist dieses ganze Werk als Composition ein wirkliches Meisterstück in der burlesk-satirischen Poesie, und man liest es immer mit Vergnügen, auch wenn man keinen Schlüssel hat zu allen den Anspielungen, von denen es darin wimmelt, oder auch nicht einmal die Personen kennt, welche darin portraitirt sind.

Für Alles, was Herr Wallmark so für die Schwedische Academie und die alte Schule gelitten, wurde er übrigens, im Vorübergehen bemerkt, von seinen Patronen nur ganz schlecht belohnt. Er hat sogar die bittere Demüthigung erfahren, vor einigen Jahren Herrn Atterbom, der ihm so viele Ameisen in den Kopf gesetzt, einen Platz in der Schwedischen Academie einnehmen zu sehen, in derselben Academie, die er, Wallmark, zuvor mit seinem theuren literarischen Blute vertheidigen mußte gegen denselben Herrn Atterbom, und das, während die Academie nicht einmal für ihn, den alten treuen Kämpfer und unterthänigen Diener Platz gehabt. Das ist eine Undankbarkeit, welche — ich spreche hier vollkommen aufrichtig — die ganze Welt eingesehen und mehrere von Herrn Wallmark's früheren Gegnern freiwillig und ganz offen getadelt haben.

Bevor ich jedoch einige einzelne Skizzen von den besonderen Koryphäen der neuen Schule entwerfe, dürfte es an seinem Platze sein, mit einigen Worten die ganze eigentliche Streitfrage zu charakterisiren. Es war die Romantik, die gegen den sich so nennenden „klassischen", Gallicismus auftrat. Letzterer hatte, wie wir gesehen

sich selbst überlebt. Diese ungeheure Leere in einer Schaale von Verstand, welche dann durch einen gewissen rethorischen Schmuck und Pomp darauf Anspruch machte, mehr zu sein als gewöhnlicher prosaischer Verstand, wie er sich „tout bonnement" z. B. auf den klugen Lippen einer Gouvernante ausspricht, diese academische Leere besaß nicht mehr ihre alte Zauberkraft. Man suchte einen wirklich poetischen Inhalt, man verlangte Ideen, Gefühl, Phantasie unter der abgeglätteten Oberfläche zu sehen, man hatte ältere und neuere Dichter von ganz anderem Schrot und Korn kennen gelernt, als die bisher vergötterten Monstra, und man wollte nun in der Poesie haben, was man bei diesen neuen Vorbildern gefunden: eine schöne Idee, ausgedrückt in einer natürlichen Form, anstatt alter Alltagsreflexionen in alten Phrasen, wenn auch nicht immer so klug und so künstlich zugestutzt, wie diese. Uebrigens hatte man Langeweile bei dem alten Wahlspruch der Schwedischen Academie: „Genie und Geschmack", und man wollte lieber der Veränderung wegen ein Bischen weniger Geschmack, bekäme man nur ein Bischen mehr Genie. Der academische Areopag hatte so viel über Geschmack gesprochen und geschrieben, daß derselbe fast abgeschmackt wurde.

Es ist inzwischen wahr, daß die Vorkämpfer der neuen Schule anfangs nicht so recht wußten, woher sie dieses Schöne, diese Ideen, diesen wahren Inhalt der Poesie nehmen sollten, deren Bedürfniß sie wenigstens

instinktmäßig tief in ihrer Seele fühlten. Sie hatten ihren Shakespeare, ihren Dante, ihren Schiller, ihren Cervantes aufgeschlagen und waren gleichfalls etwas wirr im Kopfe geworden von all der Herrlichkeit, die ihnen hier entgegentrat. Einige warfen sich nun geradezu in's Mittelalter, als das Element, aus welchem die Poesie ihr ideellstes, romantischstes Leben holen sollte; Andere vertieften sich in die Philosopheme der Mystik, worin alle Tiefe der Poesie liegen sollte; einige zogen nach dem Morgenlande, andere nach Ossian's nebelumhüllten Bergen, wieder andere direct in den Mond und die Planeten hinauf. Daß man dabei über das Ziel hinausschoß, wenigstens in der ersten Hitze, ist natürlich genug; denn die junge Kraft ist ungeduldig, übermüthig, excentrisch, und kein Mensch darf sich darüber wundern, daß Diejenigen, welche eine so alte und feststehende Autorität, wie Gustav des Dritten Academie, zu bekämpfen hatten, mitunter selbst zu weit gingen und in die entgegengesetzten Extreme verfielen; aber das ist in der That nur ein Grund mehr, sie interessant zu finden und ihnen unsere Sympathien zu widmen, nämlich als einer Art tragischer Opfer. Es war ein ritterlicher Jugendmuth in diesen Kämpfern, und ein solcher Muth muß immer gewürdigt werden; aber sie waren gewissermaßen auch die „enfants perdus“ der literarischen Revolution und haben daher auch billigerweise Ansprüche auf unser gutes Herz. Man muß daher jetzt frei und offen ihre

Fehler aufdecken und tadeln, allein ungerecht wäre es, sie deshalb in Allem zu verdammen, man muß im Gegentheil, ungeachtet dieser ihrer theilweisen Fehler und Mißgriffe, ihre Werke im Ganzen genommen mit Beifall betrachten.

Amadeus Atterbom wurde von einem Recensenten vor einigen Jahren der „Tambourmajor" der neuen Schule genannt, „welcher immer den Truppen voranging und seinen Stock schwang", während Palmblad, Hammarsköld und die Andern das verantwortungsvolle Geschäft hatten, als die Feldobersten des Heeres die eigentlichen Operationen zu leiten. Diese Aeußerung ist gewiß etwas boshaft, aber sie ist treffend. Atterbom ist nämlich eine vergleichsweise wenig positive Natur und im Allgemeinen der wenigst praktische Mensch von der Welt; er trat zwar auch im „Polyphem" und „Phosphorus" mit polemischen Gedichten, mit Kritiken und Fragmenten über Kunstphilosophie auf, aber es wäre dennoch Unrecht, behaupten zu wollen, daß diese geschmackvollsten Attitüden Atterbom's es waren, welche die Bataille entschieden. Allein er hielt, als Lyriker, mit seiner türkischen Musik die Kameraden bei gutem Muthe und in einer gewissen heilsamen Extase, während sie in den Laufgräben die gröbere kritische Belagerungsarbeit vollbrachten und immer weiter auf die prunkende Götterburg der Schwedischen Academie vordrangen.

Atterbom ist ein entschiedenes und fast ausschließlich

lyrisches Talent. Seine blinden Bewunderer finden in jedem Worte von seiner Hand ein „romantisches Gefühl“, eine „ätherische Feinheit“, eine „tiefsinnige Schwärmerei“, eine „unnachahmliche Musik der Sprache.“ Seine Gegner nannten ihn durchweg einen Narren, einen Verrückten und fanden ihn mißglückt in totum et tantum. Beide Parteien haben übertrieben. Atterbom ist ein reiches Talent, das zwar in Vielem eine verfehlte Entwickelung genommen, und dies vielleicht hauptsächlich in Folge der eigenthümlichen Zeitverhältnisse, unter denen er auftrat und sich ausbildete; doch zieht man Alles ab, was man bei ihm Verwerfliches findet, so bleibt dessenungeachtet noch immer viel Gutes, und zwar ganz Gutes. Ein Unglück war es, daß Atterbom schon von Anfang an die Idee hatte, sich nicht mit der Poesie begnügen, sondern auch Philosoph werden zu wollen. Schelling wurde ihm Vorbild und Vorsehung.

Herr Schelling war um diese Zeit der „Löwe“ innerhalb der speculativen Welt. Es ist fürwahr traurig, zu sehen, wie dieser Herr und Meister sein Spiel trieb mit seinen armen „wirklichen Lehrjungen“, wie sie sich nannten! So oft er in seinem philosophischen Progresse ein neues Rechts- oder Linksum machte — und wer hat mehr solcher Schwenkungen gemacht, als er? — sollten die treuen Discipeln sogleich nachfolgen und für sich dasselbe Manöver ausführen? — Nun haben wir es! riefen sie. — Was habt ihr? — fragte die Welt. —

Was wir haben? wir haben das System!..... Nun gut, das Wort war noch nicht ausgesprochen, da schlug Herr Schelling wieder nach einer andern Seite um, und die guten Jünger mußten natürlich auch pflichtschuldigst auf die andere Seite umschlagen! Das war nun eine reine Komödie. Herr Atterbom, als der einzige „echte Schellingianer" in Schweden, machte auch ganz richtig zu Hause in Upsala alle diese Schellingianischen Evolutionen mit mehr oder weniger Anmuth nach! Dies gab gewissen Leuten Veranlassung zu verschiedenen Witzen, und eine Wahrheit ist es, daß Herr Atterbom dafür, daß er sich zu einer Art von Märtyrer machte, kein größerer Philosoph wurde.

Inzwischen wollte nun Herr Atterbom mit aller Gewalt und überall ein Bischen von dieser unsichern, wankenden, tiefsinnigen und nebligen Speculation in seiner Poesie haben, um der Welt zu zeigen, daß er ein Bischen ein tieferer und künstlicherer Poet sei, als die andern Dichter. Das ist auch gewiß, Herr Leopold konnte nichts Aehnliches dagegen aufweisen! Aber daraus folgte, daß die ganze Dichterschaft Atterbom's bald einen so hyperidealen, naturmythischen, symbolischen und chaotischen Charakter annahm, daß er mitunter selbst nicht recht gewußt zu haben scheint, was er wollte. Hierzu kam noch, daß er sich in seiner poetischen Sprache, als Gegensatz zum Gallicismus, zu gleicher Zeit einer abstracten, mystischen und unbestimmten Deutschthümelei befliß,

die in ihrer Seltsamkeit weniger geistreich, als vielmehr barock ist, und nebenbei einer Preciosität, deren Klingklang zwar in Mancher Ohren wie Göttermusik klang, in Wirklichkeit aber eher mit dem unsinnigen Gerassel der Janitscharenbecken verglichen werden könnte. Jetzt, nach drei Jahrzehnten, scheint es uns fast unbegreiflich, daß Herr Atterbom hierin sich zu solchen Uebertreibungen konnte verleiten lassen von seinem übrigens in der Absicht guten und gerechten Haß gegen die alte zugefeilte und glattgehobelte Poesie im französischen Geschmack, sowie von seiner im Grunde nicht minder wohlgemeinten Vorliebe für die deutsche Romantik. Es ist hier nicht so ganz am rechten Orte, Beispiele zu citiren, da man Herrn Atterbom's Landsmann sein müßte, um vollkommen das Unvergleichliche bei diesen seinen poetischen Extravaganzen zu verstehen. Genug, er war hierin unerschrocken bis zu dem Grade, daß Einem die Haare zu Berge stehen und man kaum glauben sollte, bei dem kleinen, blondlockigen Manne auf solch gigantischen Uebermuth zu stoßen. Eine Menge seiner kühnsten Innovationen in dieser Beziehung sind ordentlich zum Sprichwort geworden, wie „astralischer Purpurzauber“, elysisches Geistersausen“, „der Mitternachtswolke Silberblinken“, „magisches Geistertönen“, und mehrere dergleichen. Ich will mich nicht länger bei solchen, in poetischer und metaphysischer Hinsicht übermenschlichen Tiraden aufhalten, wo ich

vermuthe, daß dem Leser der Verstand wirklich stille steht. Was übrigens diese und ähnliche Merkwürdigkeiten, besonders aus Herrn Atterbom's früherer Dichterwirksamkeit betrifft, so kann ich den Leser ein für allemal mit der Versicherung trösten, daß man, so wie er sie nicht versteht, auch in Schweden denselben nicht auf den Grund hat kommen können.

Doch es hat immer einen Schlag von Leuten gegeben, die gerade dieses Unbegreifliche als die Höhe der Poesie proclamirten, und diese Dunkelmänner konnten nicht genug bekommen von „Geisterflüstern" und „Sternengeistern" und dergleichen; sie schienen sagen zu wollen: „verstehen wir etwas davon, so wollen wir es durchaus nicht haben!" ganz wie der alte Stutzer in der bekannten französischen Komödie, der, nachdem er bei seinem Schneider einen neuen Paradefrack bestellt, ihm noch in der Thüre nachruft: „Noch einmal, Meister! merkt es Euch, wenn ich in die Aermel hineinkomme, so nehme ich den Frack nicht an!"

Eben erinnere ich mich, wie ich vor einigen Jahren in einen lebhaften Disput gerieth mit einem dieser blinden Bewunderer des echten Phosphorismus über den Ausdruck „bläuliches Gold", der irgendwo, ich weiß nicht mehr recht, ob bei Atterbom selbst, oder bei einem von seinem servum pecus, vorkommt. Der Mann wollte mit aller Macht mich glauben machen, daß das Gold, wenigstens unter gewissen Verhältnissen, ganz wohl blau

genannt werden könnte; ich meinerseits beharrte dabei und nahm die ganze Welt zum Zeugen, daß das Gold unter allen möglichen Verhältnissen doch nur gelb und nicht blau sei, aber mein Gegner schloß mit der feierlichen Erklärung, dies sei von mir eine ganz lumpige und prosaische Goldschmiedsansicht, und ich hätte kein Auge für die poetischen Reflexe der Metalle. Ich bat um Gnade, aber — vergebens!

Herr Atterbom hat der Welt eine große poetische Composition hinterlassen, betitelt: „Die Insel der Glückseligkeit" (Lycksalighétens Ö). Dieselbe enthält zugleich alle Fehler, so wie auch alle Verdienste der Atterbom'schen Muse. Das Ganze ist ein sehr lose zusammengefügtes Opus, das auf mehr tiefen Sinn Anspruch macht, als man darin findet. Es ist eigentlich eine Allegorie, jedoch zu sehr in die Länge gezogen; während zwei dicker Bände verliert man den nöthigen Zusammenhang und Ueberblick, und es scheint fast, daß der Verfasser ihn selbst verloren. Ueberdies kommen hier nicht wenig Plattheiten vor, und die ganze Episode von der „hyperboreïschen Republik", welche der Held des Gedichts, Astolf, in seinem Heimatlande antrifft, da er nach einer Abwesenheit von einigen hundert Jahren von der Insel der Glückseligkeit dahin zurückkehrt, ist eine gänzlich mißlungene Satire oder Parodie, oder was es eigentlich sein soll. Aber trotz alledem ist in Frage stehendes Gedicht dennoch eine höchst eigenthümliche Schöpfung im

Gebiete der neuern schwedischen Schönliteratur, und man findet darin stellenweise poetische Oasen mit den herrlichsten üppigsten Farben, mit einem wirklich hesperischen Zauber. Denn Atterbom hat ein für alle Mal ein südliches Colorit, weit mehr als ein nordisches, obwohl er auch nicht ohne Erfolg im Charakter des alten schwedischen Volksliedes gedichtet; und wo diese südliche Vegetation seiner Lyrik nicht von dem verworrenen Schlingkraute der Metaphysik erstickt wird, schießen oft die schönsten duft- und farbenreichsten Bouquets aus dem warmen Boden auf. Ein großer Theil der zwischen dem Dialoge in der „Insel der Glückseligkeit" vorkommenden Romanzen und andern kleinen Gedichte sind in Wahrheit kleine Meisterstücke, die mit vollem Rechte populär wurden. Dahin gehören die verschiedenen „Lieder" (Visorna), „Astolf's Serenade" (Astolf's Serenad), „Der Nachtigall Gesang" (Näktergalens sang), die „Lieder der Winde" (Vindarnas sanger) und mehrere andere.

Außer dieser größeren Arbeit hat Atterbom Fragmente einer andern hinterlassen, betitelt „Vogel Blau" (Fagel Bla), welche ebenfalls in ziemlich großem Maßstabe angelegt scheint. Auch hier trifft man vortreffliche Stücke neben anderen, bei denen der Dichter leider zu sehr von dem bombastisch-metaphysisch-ultraphosphoristischen Geiste beherrscht war. Von Herrn Atterbom's kleineren lyrischen Compositionen haben „Die Blumen" (Blommorna) zu ihrer Zeit vielleicht die meiste Aufmerk-

samkeit erregt. Sie datiren sich jedoch aus seiner frühesten Periode und tragen in ihren gezwungenen Allegorien überhaupt noch sehr den Stempel dieser mythisch-philosophischen Phantasterei, die auf gut Glück in's Blaue hinausschwebt und überhaupt nur bei diesen eben genannten Liebhabern des klingenden Unbegreiflichen Gefallen finden kann. Dagegen hat Atterbom wirklich eine Anzahl anderer kleinerer Gedichte hinterlassen, die auch andere Menschen fassen und verstehen können, nicht blos Schellingianische Wolkensegler und Novalis'sche Schwindsuchtspatienten, und welche mir die Gunst der Kritik in weit höherem Maße zu verdienen scheinen, als „Die Blumen", obwohl sie vor der rosigen Pracht dieser letzteren von den Meisten fast übersehen wurden. Solch ein herrliches Stück ist zum Beispiel, das er unter dem Titel „Meine Wünsche" (Mina önskningar) an seine Mutter gerichtet; eine bezaubernde, herzliche, ungekünstelte Idylle von heimlich-umschatteten Hütten, rieselnden Bächen, grünen Hainen und duftenden Blumen, unter denen man im milden Glanze der Abendröthe lustwandelt!

Diese verschiedenen lyrischen Miniaturen, die sich alle durch einen klaren Gedanken und eine natürliche schöne, blühende Sprache auszeichnen, scheinen mir ein hinlängliches Zeugniß dafür zu sein, daß Atterbom unter günstigeren Verhältnissen, als die waren, welche die Periode vor seinem Auftreten auf der literarischen Bahn

bezeichneten, für unsere schöne Literatur noch viel mehr geworden wäre, als er wurde, und daß jedenfalls das bittere, unwillkürliche Vorurtheil, welches von mehr als einer Seite über ihn ausgesprochen wurde, so wie er nun ein für allemal geworden und abgeschlossen vor uns steht in der Geschichte der schwedischen Schönliteratur, in vielen Beziehungen ein ungerechtes ist.

Atterbom lebt ein friedsames und ziemlich unbemerktes Leben in Upsala, wo er Professor der Aesthetik an der Universität ist. Die Schwedische Academie, die in der letzteren Zeit ein Wenig frisches Blut in ihre Adern zu bekommen suchte, indem sie sich mit einem aus den jüngeren Gliedern assimilirte, sowie auch zugleich der Welt ein großartiges Beispiel der Versöhnung und des Edelmuthes geben wollte, hat, wie ich schon früher erwähnte, vor einigen Jahren Atterbom zu einem der achtzehn Auserwählten ernannt. Uebrigens hat er in der letzteren Zeit nicht viel poetisirt, sondern sich mit der Herausgabe seiner philosophischen „Studien" beschäftigt — welche, im Vorübergehen gesagt, nicht berufen scheinen, neben der junghegelianischen Bewegung, die sich jetzt der ganzen europäischen Speculation bemächtigt, eine besonders hervorragende Figur zu machen — sowie mit literarhistorischen Schilderungen von „Schwedens Sehern und Dichtern" (Sveriges Siare och Skalder), ein Werk von sehr großem Verdienste. Mitunter einmal spricht auch er ein Wort gegen die neuen Lehren des Tages, gegen den

Liberalismus und die Journalistik; denn er ist oder will wenigstens in der Poesie ein guter Conservativer sein; daß er inzwischen hierin eines von jenen bis zur Unschuld unmündigen poetischen Wesen ist, die in vorausgefaßten Abstractionen leben und daher sich auch ärgern oder freuen, ohne recht zu wissen, worüber, beweist sich am besten durch den scheinbar inconsequenten Eifer, den er nichtsdestoweniger für die Einheitstendenzen Skandinaviens an den Tag gelegt, welche ohne Zweifel etwas ganz Anderes zur Basis haben, als den politischen Conservatismus, welchem zu huldigen und das Wort zu reden diese Herren Atterbom und Consorten sich sonst gleichsam zur Ehre machen. Aber das Geheimniß besteht darin, daß in dem ganzen sogenannten Skandinavismus ein gewisses poetisches Element hervortritt, welches Herr Atterbom mit seinem Dichterauge alsbald in all seinem glänzenden Rosenschimmer aufgefaßt hat, ein Rosenschimmer, der, Gott weiß es! selten über den rein praktischen Streitfragen des Tages weilt; deßhalb läßt es sich für ihn machen, als Poet Skandinav zu sein, während er zu gleicher Zeit ebenfalls als Poet Antiliberaler ist und stets verbleibt. Man muß übrigens bekennen, daß es immer hübsch vom Antiliberalismus ist, wenn er sich mit etwas Poesie schminkt; es ist dies ein feiner Beweis, daß er sich in seinem Herzen ein wenig vor sich selber schämt.

Unter den übrigen Phosphoristen steht Hammarsköld als Polemiker und Kritiker oben an. Während

Atterbom friedlich zu Hause an seinem Schreibtische saß und Sonnette, Ottave rime und allerlei poetischen Putzkram machte, war Hammarsköld beständig draußen auf Abenteuern mit seinem schonungslosen Mjölner, um den Troll (Kobold) des französischen Geschmacks zu tödten. Er war es, der die von mir schon früher genannte Kritik über Leopold schrieb, welche zu ihrer Zeit so ungeheure Sensation erregte. Außer den unzähligen Kritiken und polemischen Aufsätzen, womit er die Blätter und Zeitschriften der neuen Schule füllte, verfaßte er auch ein großes, weitläufiges Werk über die Geschichte der Philosophie, der schönen Wissenschaften und der bildenden Künste, und legte dadurch den eigentlichen Grund zu einer tiefer gehenden ästhetischen Kritik und überhaupt zu einem allgemeineren philosophischen Interesse. Hammarsköld hatte inzwischen den großen Fehler, in seinen literarischen Kämpfen sich nicht beherrschen zu können, sondern im Gegentheil meistens zu weit zu gehen in Bitterkeit und Groll. So fiel er zum Beispiel mit einer Parteilichkeit und Raserei ohne Gleichen Tegnér an, weil dieser die Vermessenheit hatte, von der alten wie von der neuen Schule gleich unabhängig, seinen eigenen Weg zu gehen. Tegnér antwortete mit einem unsterblichen Gedichte, welches im Manuscripte von Hand zu Hand ging, und worin Hammarsköld auf eine mörderische Weise unter dem Namen Hammarspik persiflirt war. Es schloß mit den inhaltsreichen Worten: „Schreib

niemals schwedisch, Hammarspik! Auch keine and're Sprache." Hammarsköld raste und machte sich gerade dadurch lächerlich. Man zeichnete Karrikaturen auf ihn, die in den Buchladenfenstern ausgehangen wurden, man bildete ihn als Don Quixote ab, und kaum konnte er noch in Frieden auf den Straßen seiner Wege gehen. Es war Schande um den Mann; denn er war in der That ein ganz achtungswerther und grundgelehrter Mann, einer von den Wenigen, die bei uns auf den Namen Polyhistor Anspruch machen können. Er war Bibliothekar an der königlichen Bibliothek zu Stockholm und starb als solcher im Jahre 1827.

Fast hätte ich vergessen, daß er auch Gedichte und einige Novellen geschrieben, ja sogar eine Tragödie. Er war jedoch nicht zum Poeten geschaffen, das ist wahr und gewiß; das Beste, was er auf diesem Felde producirt, ist ohne Zweifel der erste Theil von „Markall's schlaflosen Nächten", bei welcher Arbeit er jedoch getreulich von Atterbom unterstützt wurde.

Palmblad, welcher gegenwärtig an der Universität zu Upsala eine Professur der griechischen Sprache inne hat, stand als Kritiker schon von Anfang an unverdrossen Hammarsköld zur Seite. Ohne des Letztern umfassende und gründliche Kenntnisse zu besitzen, war er dennoch immer ein Kämpfer von Bedeutung und Einfluß in den schönwissenschaftlichen Kämpfen zwischen der alten und der neuen Schule, und war vielleicht in der

Wirklichkeit ein weit gefährlicherer Gegner, als der hitzige Hammarsköld, da er immer Klugheit und Geschicklichkeit besessen, zwei Eigenschaften, welche Letzterem gänzlich fehlten. Palmblad versuchte sich auch mit allerlei kleinen Gedichten in den verschiedenen Jahrgängen des „Poetischen Kalenders“, aber damit hat es im Ganzen keine große Bewandtniß. Dagegen schrieb er mehrere Novellen, welche durchaus nicht des Verdienstes entbehren, wie „Das Schloß Sternburg“ (Slottet Stjerneborg), „Der Holm im Dallsee“ (Holmen i sjön Dall), ein kaschemirisches Phantasiestück, „Amala“, eine indische Erzählung, nebst andern. Herr Palmblad hatte zu guter Zeit Geschmack bekommen für das mystische Hindostan, zu dessen alten Hieroglyphengrotten der Gebrüder Schlegel sanskritische und buddhaistische Studien gleichsam einen allgemeinen Kreuzzug hervorgerufen hatten, besonders in der deutschen Literatur. Alle Menschen sollten nun nach Indien, man träumte von nichts Anderm, als von heiligen Brahminen, wandelnd unter heiligen Palmen, in deren Kronen heilige langnasige Affen heilige Datteln knackten, und war es früher jedes Dichters sublimstes Streben gewesen, ein am Grabe Virgil's gepflücktes Lorbeerblatt zu besitzen, so strebte nun sein Ehrgeiz nur nach einer Flasche dreimalheiligen Gangeswassers. Herr Palmblad kam gewiß nie aus Upsala hinaus, allein das hinderte ihn ebensowenig als die Brüder Schlegel, in Gedanken ein echter Hindo-

staner zu werden, und das ward er, er wurde unser Brahmine. Das Resultat dieser seiner hindostanischen und überhaupt orientalischen Belesenheit zeigte sich übrigens auch in ein paar ganz verdienstvollen, ausführlichen Spezialbeschreibungen über den Orient und Asien. Herr Palmblad ist nämlich, seitdem er die Novellenliteratur aufgegeben, ein gewaltiger Geograph geworden, und man behauptet sogar, daß er ein weit größerer Geograph als Hellenist sei, obwohl er wohlbestallter Professor in diesem letztern Fache ist. Das ist nun wohl möglich; allein Herr Palmblad kann doch dessenungeachtet ein Mann von Verdienst sein. Ist er auch kein Homeros — und ich will es glauben — so weiß doch Gott, daß Vater Homer auch kein großer Geograph war! und so können sie sich beide für quitt halten.

Seitdem die Politik während der letzten Jahre sich auch an den Universitäten eingedrängt, ist Herr Palmblad ein unermüdlicher Streiter auch auf diesem Felde geworden, wie früher auf dem staubbedeckten Schauplatz des ästhetischen Krieges. Er gehört mit Haut und Haar der antiliberalen Partei an, er schreibt fleißig in die conservativen Blätter und schickt außerdem noch dazwischen längere und kürzere Broschüren in Versen und in Prosa gegen die Zeitungen des Fortschritts, gegen Crusenstolpe und Almquist, in die Welt hinaus. Man muß ihm lassen, daß er mannhaft ist, und es wäre übrigens ungerecht, ihm in dieser Schriftstellerei nicht eine

gute Dosis Scharfsinn und sogar Witz zuzugestehen, obwohl er ihn mit fast zu viel Grobheiten, unverschämten Lügen und schamlosen persönlichen Schmähungen vermischt. Warum soll ein Mann mit einem so friedlichen Namen (Palmblad heißt: Palmenblatt) so argen Herzens sein?

Unter den übrigen Verfassern, die zuerst im Phosphorus auftraten und im Ganzen als die Repräsentanten der neuen Schule betrachtet werden können, sind zu merken Ingelgren und Elgström, welche beide sehr jung starben, beide lyrische Naturen mit guten, sogar reichen Anlagen. Elgström verfiel jedoch schon bei seinem ersten Schritte auf der poetischen Bahn in eine krankhafte Sentimentalität und einen in den Wolken schwebenden Idealismus. Auch er hatte seine Bewunderer, welche dies ätherisch, wunderbar, göttlich nannten, und man kam zuerst und zuletzt mit der alten Phrase von Psychen, die ihre Schwingen erhebt, um über des irdischen Lebens platte und verächtliche Oberfläche hinweg nach höheren, schöneren, beneidenswertheren Räumen zu schweben. Wir lieben es vor Allem, daß die holde Psyche nicht höher fliegt, als ihre Schwingen sie tragen, und da sie nun einmal hier auf diese Erde niedergesetzt worden, thut sie vielleicht am klügsten, damit fürlieb zu nehmen. Aber es ist ein für allemal zu bemerken, daß die Phosphoristen nie recht begreifen wollten oder konnten, daß auch die Erde ihre Poesie hat; sie standen immer auf

einem Fuße und flatterten und flatterten, um einige Ellen höher in die von ihnen allein für die rechte gehaltene Atmosphäre der Poesie zu kommen.

Sondén, welcher im Jahre 1838 starb, war ein fleißiger und in mehreren Beziehungen respectabler Literat, aber im Uebrigen ein herzlich prosaischer Mann, dessen verschiedene Versuche, mitzuthun und phosporistisch zu spielen, mit Recht nur als ein schlechter Witz betrachtet werden können. Man behauptet zwar, daß er ein Gedicht geschrieben, das sich wie Poesie lesen läßt, aber ich habe es leider in der Eile nicht herausfinden können in seinen zwei dicken Sammlungen von Gedichten.

Ein Anderer heißt Johann Börjesson; er ist ein junger Mann, dem es durchaus nicht an poetischem Berufe mangelt, allein seitdem er eines unglücklichen Tages die Idee gefaßt, ein großes didaktisch-lyrisches Gedicht, betitelt „Die Schöpfung“ (Skapelsen) zu schreiben, schien die Muse mit Einem Mal ihre Hand von ihm abgezogen zu haben. In genanntem didaktisch-lyrischen oder lyrisch-didaktischen Gedichte — ich erinnere mich nicht gleich, welchen Kunstterminus die Schule hier anwendet — beschreibt Herr Börjesson, wie Gott Vater, das Kinn auf die Hand gestützt, am Strande sitzt und darüber meditirt, wie er es am gescheidtesten mit der armen Erde anfangen soll; ich brauche wohl nicht mehr zu citiren, um dem Leser einen Begriff von der Art Sublimität des Stückes zu geben. Mehr als verdrängt hat er jedoch das

durch dieses Gedicht hervorgerufene ungünstige Vorurtheil gegen ihn durch sein Trauerspiel „Erich der Vierzehnte“ (Erik den fjortonde)*), welches noch immer auf der stockholmer Bühne mit vielem Beifall gegeben wird. Fast das ganze Stück, das sich, nebenbei gesagt, so viel als nur immer möglich an das Historische des Vorwurfs anlehnt, ist in abwechselnden gereimten Versen geschrieben und die Sprache von einer solchen Glut der Farben und der Gefühle durchdrungen, daß man darüber den etwas verfehlten Schluß des Trauerspiels zu rügen vergißt.

Anders Fryxell, der sich später durch seine Arbeiten in der schwedischen Geschichte einen Namen gemacht, gehörte zu seiner Zeit ebenfalls der neuen Schule an. Er hat ein kleines nettes Lied über seine Heimat Wermland verfaßt, ein Lied, das eine Art Popularität erlangt, und das übrigens von vieler Heimatsliebe, fast von mehr Heimatsliebe als poetischem Talente zeigt. Wie gesagt hat er sich später auf das historische Fach geworfen, was beweist, daß er ein verständiger Mann ist. Seine „Erzählungen aus der schwedischen Geschichte“ (Berättelser ur svenska historien) sind ein sehr geschätztes Werk.

*) Börjesson hat vor Kurzem eine Fortsetzung zu diesem Trauerspiele, betitelt Prins Magnus, geliefert, welches mit ungleich größerem Beifall aufgenommen wurde, als Erik XIV.

Karl von Zeipel ist ein Atterbomianer vom Kopf bis zur Zehe; einige seiner Gedichte sind ziemlich lesbar, aber seine Novellen stehen wirklich bedeutend unter denen von Palmblad. Nach mehrjährigem Schweigen hat er wieder von sich hören lassen mit ein paar kleineren Erzählungen; nach der allgemeinen Meinung hat er hierin ein wenig unbedachtsam gehandelt. Wenn man einmal so rühmlich begraben ist, soll man damit zufrieden sein und nicht wieder auftreten, um das zweite Mal ein schlimmeres Ende zu riskiren. Sein neuer Roman „Karl IX., Rabenius und der Hexenprozeß" (Carl IX., Rabenius och Hexeriprocessan) hat ihm ebenfalls keine Lorbeeren eingetragen; das Ganze ist zu lose verbunden und zu gedehnt, um den Leser vollkommen befriedigen zu können.

Noch ein Poet, den ich in diesem Kreise nicht vergessen darf, ist Adolf Ivar Arvidson, bekannt durch Herausgabe von schwedischen Volksliedern (Svenska Folkvisor). Seine eigenen Gedichte sind übrigens in einer Auflage von nur 25 Bibliothekexemplaren gedruckt, so daß es im Ganzen genommen schwer genug ist, mit dem besten Willen von der Welt ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Die Phosphoristen, die den Mann im Manuskript gelesen, versichern, daß er ein großes Genie ist. So viel man nun aus einigen Probestückchen schließen kann, die früher in verschiedenen Zeitschriften abgedruckt waren, gehören Herrn Arvidson's

poetische Productionen ganz und gar dieser überspannten Kraft- und Donnerpoesie an, welche von den Phosphoristen als die Höhe wilder Sublimität erkannt und recommandirt wurde, wenn es einmal auf diese Seite umschlagen sollte. In seinem Gedichte „Bei einer Schmelzhütte“ (Viden smälthytta) z. B. ist so etwas von „siebentausend Tonnen Teufeln!“ In dieser Art von Feuer-, Glut- und Schwefelphantasie, die bescheidene und ehrbare Eisenarbeiter in „schwarze, gehörnte Furien“ verwandelt, „welche in unseligen Dünsten schweben!“ Uebrigens ist selbst die Sprache höchst charakteristisch; es klappert unter den Zähnen, als wenn man Kieselsteine kaute. Das ist vielleicht sublim, das will ich nicht bestreiten, aber, was ich weiß, ist, daß diese Sublimität Einem die Kinnladen verrenken könnte, wenn man eine Weile damit zu thun hat. Arvidson hat auch ein Trauerspiel geschrieben, betitelt: „Der Letzte aus dem Stamme der Folkungen“ (Den sista Folkungen), in welchem jedoch nur die lyrischen Stellen einigermaßen gelungen sind.

Ich habe schließlich auch auf Seiten der Damen eine phosphoristische Notabilität zu nennen, nämlich Euphrosyne. Nicht die Einzige des zarten Geschlechts, welche, von Atterbom's schwärmerisch überirdischen Tönen bezaubert, begeistert selbst in die Saiten der Lyra griff, um zum Besten der poetischen Kalender ihre elegischen Thränen oder ätherische Dichtkunst auszuschütten; nicht

die Einzige, sage ich, aber ohne Vergleich die Beste von ihnen! Euphrosyne — oder, wie sie in dieser unserer prosaischen Alltagswelt ganz bürgerlich heißt, Frau Kerstin Nyberg — ist eine Dichterin mit vieler Phantasie, lebendigem Gefühle und einer reichen, musikalischen Sprache; aber sie hatte von Anfang an allzu ausschließlich und blind Atterbom's naturmystische und unbestimmte, schwankende Phantasterei adoptirt. Vieles von Dem, was diese Dichterin geschrieben, kann sich inzwischen mit dem Besten messen, was die Herrn Poeten der neuen Schule hervorgebracht haben, und einige ihrer Lieder aus einer gereifteren Epoche werden immer zu den ansprechendsten lyrischen Erzeugnissen unserer jüngeren Literatur gerechnet werden, ausgezeichnet durch eine seltene Zartheit der Form und Fülle des Gefühls, zwar bisweilen noch eine zu mondscheinblasse Weltanschauung ausdrückend, aber dagegen in andern Augenblicken wieder eine satirische Laune athmend, die man Frau Lengren entlehnt glauben sollte.

Euphrosyne ist keine junge Dame mehr in ihrem blühenden Sommer, aber sie ist ein freundlicher und angenehmer Herbst, ein Herbst mit schönen Erinnerungen und selbst nicht ohne seinen holden Reiz. Sie wohnt auf dem Lande, in den Bergen Westmanland's oben, und lebt „ein unbemerktes Leben im hohen Fichtenwalde" unter Vögeln und Blumen, für welche letztere sie besonders eine poetische Passion hat; übrigens

ist sie, so viel ich sie kenne, durchaus keine seufzende Turteltaube in ihrem einsamen Leben, sondern sie freut sich mit den Frohen und nimmt den Augenblick leicht. Ich denke noch immer an sie, die treffliche Alte, wie sie einmal in einer größeren, sogenannten literarischen Gesellschaft, ganz munter und lebenslustig ihrem alten Freunde Atterbom über den Tisch hinüber zutrank. Der in seine Träumereien halb versunkene Atterbom beantwortete die Gesundheit mit einem zerstreuten Lächeln, wie blos ein echter Schellingianer lächeln kann, und in welchem der Traube unwillkürliche Wollust und die professorische Weltverachtung der Abstraction sich auf eine höchst liebenswürdige Weise miteinander vermischten.

Ich habe hiermit die Reihe der schönwissenschaftlichen Verfasser geschlossen, welche eigentlich als die Repräsentanten der Neuen Schule oder des Phosphorismus betrachtet werden können. Wir kommen hiernächst zu dem eingeschränkteren Cyklus von Schriftstellern und Dichtern, welche unter dem Namen der Gothischen Schule schon gleichzeitig mit den Phosphoristen sich auf einem etwas verschiedenen Terrain und mit anderen Bestrebungen geordnet. Dieser letztere Cyklus hat besonders zwei große Namen aufzuweisen: Geijer und Tegnér.

Zweiter Abschnitt.

Wir haben die Neue Schule oder die sogenannten Phosphoristen in Betracht gezogen. Es ist wahr, daß diese Schule eigentlich nicht viele poetische Monumente von größerem und unvergänglichem Halte setzte — eine natürliche Folge des polemischen Zustandes, in welchem sie beständig von den Zeitverhältnissen in Thätigkeit gehalten wurde — indessen ist es eine unbestreitbare Thatsache, daß sie für die schwedische Schönliteratur von großem Nutzen war; denn sie brach wenigstens das Eis und that den ersten Schritt um „die ästhetische Charte zu verwirklichen." Herr Atterbom und seine Freunde werden daher auf immer den Dank der schwedischen Literatur besitzen, wenn auch nicht ihre ausschließliche und blinde Huldigung.

Parallel mit der neuen Schule entstand eine andere, welche man die „Gothische" nannte, und an deren Spitze Erik Gustav Geijer steht.

Geijer war schon von Anfang an ein guter Freund und Genosse Atterbom's, erkannte und bewunderte sein Talent, und ermunterte ihn in seinen literarischen Kämpfen; aber seine Dichtergabe hatte eine ganz andere Richtung und er fand Kraft genug in sich, einen ganz eigenen selbständigen Weg zu gehen. Mit weniger Phantasie als Gefühl begabt, mit mehr ruhig forschendem und suchendem Verstande als Sinn für metaphysische Luftsprünge, sah Geijer ganz gut ein, daß die neue Schule auf die Art, wie sie begonnen, in einen allzu einseitigen Idealismus ausarten würde, und daß die Zeit doch in der That einer mehr volksthümlichen und nationellen Poesie bedurfte zum Ersatze für den endlich verworfenen gallischen Unfug. Geijer und die „Gothen" gehören im Uebrigen gewiß zu den Romantikern, so gut als Atterbom und seine Schule, aber das ist eine Romantik, die doch ein Bischen auf der Erde verweilen mag, anstatt beständig in den Wolken umherzuflattern. Herr Geijer, der früher schon seinen Sinn nach der Geschichte und besonders den Chroniken des Vaterlandes gewendet, hatte in der älteren Sage und dem alten Volksliede ein Element gefunden, woraus er mit Recht glaubte eine echt schwedische, auf eigenem Grunde stehende schöne Literatur bilden zu können. Die Vermuthung ist wohl nicht zu gewagt, daß Geijer in dieser seiner Richtung mächtig aufgemuntert und angeeifert wurde von dem Beispiele, das kurz zuvor Oehlenschläger in Däne-

mark von einer solchen nationalen, nordisch-romantischen Poesie im Gegensatze zu der hohlen Moralsatire der Baggesen'schen Periode gegeben. Genug! Geijer faßte Muth und begann im Jahre 1811 eine Zeitschrift für Poesie und Prosa, unter dem Titel „Iduna", welche bald große Aufmerksamkeit erregte und auf unsere ganze spätere Schönliteratur von wesentlichem Einflusse war.

In der „Iduna" gab Geijer das Beste, was er überhaupt im Fache der Poesie producirt. „Der letzte Skalde" (Den sista skalden), „Der Wikinger" (Vikingen), „Der letzte Kämpe" (Den sista kämpen) werden immer zu den theuersten Kleinodien der schwedischen Schönliteratur gerechnet werden. Was denselben sogleich eine so große Popularität gab und dadurch gewissermaßen Geijern mit Einem Male den Vorrang vor der ganzen phosphoristischen Schule einräumte, das war der individuelle Charakter altnordischen Ernstes und Einfachheit, wodurch sich diese Poesie auszeichnete; es duftete Einem der Fichtenwald entgegen aus diesen Geijer'schen Romanzen, man fühlte sich ganz hinein, was man mit dem besten Willen von der Welt nicht konnte in der phosphoristischen Nebelwelt; man fühlte es, daß man im alten lieben Norden, unter Felsen und Seen, unter ungekünstelten Drosseln und bescheidenen Anemonen war! Und wie sollte man sich nicht glücklich fühlen, wieder einmal entschlüpft zu sein und vollkommen einathmen zu können die frische Luft in dieser mit ihrer

heiligen, stillen Melancholie so ergreifenden, so unwiderstehlichen Natur, nachdem man ein halbes Säculum hindurch in dem eingepferchten, schwülen Vorhofe des französischen Kunstgeschmacks hatte sitzen und poetische Limonade schlürfen müssen!

Geijer hatte, der erste von all den jüngern Dichtern, einen ursprünglichen Ton angeschlagen, der durch das Herz der ganzen Nation vibriren sollte, und hatte dadurch den Schlüssel zu einer ganz neuen poetischen Literatur gegeben. Die uralte Sage und die Geschichte der Vorzeit, sieh da den Boden, den Geijer der Poesie zu bearbeiten anwies! Und das ist jedenfalls ein reiches und dankbares Erdreich.

Uebrigens ist Geijer nicht blos im Geiste, sondern auch im Ausdrucke ein n o r d i s c h e r Dichter in des Wortes specieller Bedeutung. Ebenso sehr alle gustavianisch-akademischen Phrasen verschmähend, wie das phosphoristische Rothwälsch, schuf er sich in gewisser Weise eine Sprache für sich, welche, ohne sich gänzlich im Obsoleten und mittelalterlich Staubigen zu begraben, gleichwohl durch ihre kernhafte Originalität und Einfachheit lebhaft an das Volkslied und die Chronik erinnert. In Geijer's Prosa ist dieser eigenthümliche Styl vielleicht am augenfälligsten, und man muß gestehen, daß er hier bisweilen in einen gewissen holperigen Lakonismus ausartet, den man vielleicht mit jenen steinigen Wegen in schönen Gegenden vergleichen könnte,

die Einem oft gerade in den herrlichsten schwedischen Landschaften das Lustwandeln verbittern. In seiner Poesie dagegen vereint sich diese angedeutete Einfachheit und ziemlich unbearbeitete Diction gern mit einem höchst merkwürdigen musikalischen Tone, der durch das Ganze geht, gleich dem einförmigen Brausen des schäumenden Wasserfalls oder dem fernen Echo eines Kuhhorns in den Bergen oben. Seine schon genannte Romanze „Der Wikinger" ist z. B. eines von jenen wahren Gedichten, welches die schwedische schöne Literatur jeder fremden vorlegen und zuversichtlich dabei ausrufen kann: „sieh hier! laß uns vergleichen! laß uns abwägen!" Uebrigens will ich mich nun nicht damit aufhalten, alle seine innern Verdienste aufzuzählen, wie z. B. die Schilderung des alten trotzigen und unbekümmerten Wikingerlebens — eine Schilderung, mit kühnem, durchdringenden Dichterblicke aus der Wirklichkeit der Vorzeit gegriffen — sondern will nur den oben angedeuteten Volksliederton bemerken, der durch diese Verse klingt, und, wenigstens für schwedische Ohren, so hörbar, so unabweislich ist, daß man das Gedicht fast lieber singen als recitiren möchte.

Geijer ist vielleicht auch in der That ebenso sehr zum Musiker, als zum Dichter und Geschichtschreiber geboren. Er ist eine Art Natursänger, wie er denn auch eigentlich mehr ein Naturdichter, als ein künstlerisch gebildeter Poet ist. Wenn er sich an's Piano setzt, quillt sein Gefühl in denselben kunstlosen, eigenthümlichen

Inspirationen hervor, wie wir sie in seinen Gedichten bewundern; er hat sogar, gleich Bellman, zu mehreren seiner kleineren Romanzen Musik gesetzt, eine Musik, die wohl nicht vollkommen sein mag vor den strengeren Regeln der Theorie — ganz im selben Verhältnisse wie bei seiner Versification — die aber immer etwas hat von diesem Geiste der unmittelbaren Eingebung, die so hinreißend sich ausspricht in den naiv-melancholischen Klängen der alten Volksliedermelodien. „Der Köhlerknabe“ (Kolargossen) ist unter andern solch eine kleine, aus einem Stück gegossene Composition, wo Musik und Worte auf's innigste harmoniren, und welche im Vaterlande des Dichters mit Recht ein Lieblingslied für Alt und Jung geworden ist.

Ich habe von Geijer als Dichter gesprochen; es würde mich zu weit vom Gegenstande abführen, wollte ich auch seine literarische Wirksamkeit als Denker und Historiker berühren. Es mag genügen, zu sagen, daß er auch hier sich als Genie gezeigt, als ein Genie, das während seiner Laufbahn in Vielem gefehlt, aber auch viel bereut, und vor Allem seine Mißgriffe auf eine Art wieder gut gemacht, die ihm vielleicht mehr Ansehen und Achtung erwarben, als wenn er gar nie einen solchen Fehler begangen hätte. Nachdem er in früherer Zeit ziemlich einseitig dem sogenannten „historischen Wesen“ (historiskheten) gehuldigt und deshalb einmal als Gegner aufgetreten war gegen den politischen Fortschritt, ja sogar

direct gegen die allgemeine Aufklärung, machte er im Jahre 1837 durch sein „Literaturblatt" den so viel besprochenen und beschriebenen „Abfall", indem er, mit dem freimüthigen und offenen Bekenntnisse, daß er früher in Vielem geirrt, sich mit Einem Male und mit großer Bestimmtheit auf die politische linke Seite stellte und einen Liberalismus proclamirte, dem er auch während des folgenden Reichstags bei mehren Anlässen mit einer Consequenz treu blieb, die ihn bei allen seinen alten Freunden in Upsala in die größte Ungnade brachte, doch zum Ersatz dafür ihm einen eben so schönen Namen als Repräsentant verschaffte, wie er sich schon zuvor einen als Literat und Gelehrter erworben.

Geijer ist, wie Atterbom, schon ziemlich betagt, und Professor an der Universität Upsalas; er pflegt übrigens seiner historischen Professur ziemlich unregelmäßig, hat meistens Urlaub in und für Archivforschungen und Aehnliches, und läßt außerdem seine historischen Mühen mit sehr viel Musik abwechseln. Ein gutes Quartett scheint ihm eben so großes Vergnügen zu bereiten, als die wichtigste historische Untersuchung oder Entdeckung, und eine interessante Sängerin kann ihn leicht der Klio in einem höchst bedenklichen Grade ungetreu machen. Für Jenny Lind hat der greise nordische Skalde in letzterer Zeit eigens Verse und Musik geschrieben, und nie werde ich vergessen können, mit welchen von Zufriedenheit und Entzücken leuchtenden Augen der tiefsinnige Historiker

seinen Beifall nickte, als die junge Sängerin bei Gelegenheit in einem größeren Kreise eines von diesen seinen Liedern vortrug. Es machte ihn so froh wie ein Kind, und der vortreffliche Mann würde sich gewiß nicht haben davon wegrufen lassen, wenn man ihm auch gemeldet hätte, das ganze königliche Archiv stehe in lichten Flammen.

Im Allgemeinen ist Geijer kein übertrieben fruchtbarer Verfasser. Seine Gedichte machen nur einen Band aus, und das gewiß keinen sehr dicken. Von seinem angefangenen großen Werke „Geschichte Schwedens" (Svea Rikes Häfder) haben wir nie mehr als die Einleitung bekommen, welche übrigens für sich ein höchst geistreiches und interessantes Werk ist. Seine kleinere schwedische Geschichte geht blos bis zu Karl X. Vor einigen Jahren hat er seine kleineren prosaischen Schriften im historischen, ästhetischen und philosophischen Fache gesammelt und herausgegeben. Damit ist fast Alles aufgezählt. Aber in diesen wenigen Bänden ist ohne Zweifel mehr Geist enthalten, als in vielen langen Reihen von „Oeuvres complètes."

In der „Iduna" brachte Tegnér seine ersten Proben der „Frithiofs Sage" (Frithiofs Saga.) Er hatte jedoch schon früher die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt durch verschiedene herrliche lyrische Gedichte, wie das „Kriegslied für Schonen's Landwehr" (Krigssangen för skanska landtvärnet) und die große Preisschrift „Schweden" (Svea), welche die Schwedische Academie, charakteristisch

genug, auf gutem Wege war, nicht zu belohnen. Gebildet an der Universität zu Lund und ihr angehörend, sowie in Folge davon unabhängig von der ganzen Atterbom'schen Bewegung in Upsala und zugleich empfänglicher als die Upsalienser für Eindrücke der aufblühenden neuen Schönliteratur auf der andern Seite des Sundes, ging Tegnér bald mit Haut und Haar in die Oehlenschläger'sche Richtung über und schloß sich so natürlich an die Geijer'sche Nüance an, da dieser durch die „Iduna“ neben den Phosphoristen eine selbständige Stellung einnahm. Tegnér liebte „diese Wikinger Ader, die auf dem Grunde des schwedischen Nationalcharakters liegt“ und welche bei Geijer so rein und unvermischt in der Poesie wieder aufsprudelte, und er haßte zugleich die mystische Deutschthümelei bei den Phosphoristen, da, wie er selbst feierlich in Versen und in Prosa erklärt, „das dunkel Gesagte nicht immer dunkel gedacht ist.“ Und bald sehen wir Tegnér und Geijer einen dichterischen Bruderbund schließen, um die Töne des nordischen Gesanges über Thäler und Berge zu tragen.

Tegnér besitzt genau betrachtet, nicht dieselbe poetische Gefühlstiefe, wie Geijer, aber er hat dafür eine weit lebendigere und lebhaftere Dichtergabe; Geijer hat mehr was ich die Religion des Genies nennen möchte, Tegnér mehr das Genie „verve“, mehr Spiritualität, und daneben ein unvergleichlich größeres Talent. Geijer ist, wie ich schon früher bemerkte, eigentlich nur ein

genialer Natursänger, Tegnér besitzt eine vollendete, eine bezaubernde Virtuosität; er ist in dieser letzten Beziehung ein Dichter à la Paganini, sein poetisches Arpeggio und Pizzicato ist fürwahr unvergleichlich.

Tegnér ist gewiß auch in Deutschland so gut bekannt, daß ich kein specielles Beispiel aus seinen Werken anzuführen brauche. Ich würde mich auch dabei in besonderer Verlegenheit in Bezug auf die rechte Wahl befinden; denn man muß diesem Dichter das eigene Verdienst zugestehen, daß er kaum etwas geschrieben, worin nicht seine individuelle und in gewisser Beziehung immer geniale Kunstfertigkeit, mehr oder minder scharf markirt, hervortritt. Das Grundelement in Tegnér's poetischem Wesen ist Lebhaftigkeit. Sie tritt unverkennbar auch in seinen Wortwendungen und Sprachfiguren hervor und adelt sich zur Phantasie durch die erstaunliche Menge von Bildern und Gleichnissen, welche alle seine Gedanken umkleiden, wie silberblüthige Lianen und prunkende Caprifolien in den Hainen des Südens sich um die Baumstämme schlingen. Es ist diese unerschöpfliche Bilderpracht und, vielleicht noch mehr die vorhingenannten Pointen in der poetischen Construction selbst, welche Tegnér's eigentliche Originalität ausmachen; ich gestehe übrigens, daß eine solche Originalität nicht besonders tief ist, dafür ist sie jedoch äußerst brillant und sicher, anzusprechen und zu fesseln, während eine Originalität, die mehr in der Tiefe der Poesie liegt, oft das Meiste von der Wirkung

verliert, die sie mit Recht machen sollte, und gleich einer verkannten Größe ein von der Welt unbemerktes Leben lebt. Man hat Tegnér von manchen Seiten beschuldigt, daß er gerade in Folge seiner übersprudelnden Laune und seiner sanguinischen Gedankenbeweglichkeit nicht selten sich zu tadelnswerthen Ausschweifungen in seinen Gleichnissen und seiner Bildersprache verleiten lasse, so daß diese poetischen Mittel, welche eigentlich dazu dienen sollten, den Gedanken, welchen der Dichter vorbringen will, zu erklären, zu verdeutlichen, lebendig und anschaulich zu machen, ihn im Gegentheil bisweilen nach einer ganz andern Seite hin ablenken und bei näherer Betrachtung nicht einmal so genau zur Sache gehören. Diese Beschuldigung ist ohne Zweifel nicht ungegründet. Tegnér hat wirklich diesen Fehler, seine Feder nicht mäßigen und einen glänzenden Einfall, ein Bild, ein Gleichniß nicht unterdrücken zu können, wenn sie einmal vor seiner Phantasie sich eingefunden, gleichviel, ob sie nun so ganz in das Stück paßten, oder nicht! Und das Schlimmste dabei ist, daß dieser ganze Apparat oft in der That nur dazu dient, dem einen falschen poetischen Schein zu geben, was doch in der That nur ganz ehrliche Prosa ist, wenig anders als die wohlberedten Phrasen, welche früher aus der Prosa der Dichter von der klassischen französischen Schule Poesie machen sollten. Allein es ist dennoch der Unterschied zwischen Tegnér's Bildersprache und sowohl der Eloquenz des

Gallicismus, als auch den überirdischen Kunstausdrücken des Phosphorismus, daß man von ersterer wirklich einen Genuß hat, wie von einem schönen Blumenbouquet, während die letzteren nur prunkende Redensarten bleiben ohne allen Sinn, oder hübsche Räthsel mit einem so tiefen Sinne, daß kein von Menschen Geborener ihn fassen kann. Tegnér's Fiorituren besitzen immer das Verdienst, daß sie einzeln gleichsam kleine niedliche Miniaturgedichte für sich bilden und man einen Genuß davon hat, auch wenn sie nicht strenge ihren Platz in der Composition verantworten können, in welche sie so „sans façon“ eingestreut wurden. Ich gehe sogar so weit, zu behaupten, daß eine solche Fioritur bei Tegnér bisweilen wohl mehr werth ist, als das ganze übrige Gedicht, wie der Diamant mitunter — ich will sagen vielleicht mitunter — mehr werth sein kann, als die Hand, die ihn trägt; und das ist ja doch fürwahr kein Grund, den armen Edelstein zu verachten — der doch ein Edelstein ist und bleibt — weil der, welcher diesen Schmuck trägt, nicht selbst eine vollendete Schönheit ist.

Uebrigens ist Tegnér's Muse, wenn auch keine ungewöhnlich tiefe, so doch eine frische Seele, voll Leben, reich an edlen Regungen, ausgerüstet mit einem guten Herzen und einem klaren, ungetrübten Blicke. In einem schönen Gedichte, betitelt „Der Gesang“ (Sangen) hat er gewissermaßen ein Portrait von seiner eigenen Dichterschaft gezeichnet. Man findet in demselben, wie fast in

jedem auch noch so kurzen Gedichte von Tegnér's Hand, eine vollständige Probe seiner Fehler wie seines Talents. In jeder Zeile treffen wir auf ein Bild, und manche von ihnen sind gewiß nicht sonderlich gelungen, wenn man sie in strengem Zusammenhange mit ihrer Umgebung betrachtet; allein das Ganze hat dennoch immer die echt-tegnérische Eigenschaft, daß es sich lesen läßt, daß es sich, wie man zu sagen pflegt, „gut ausnimmt", ja sogar, daß es einen Jeden verblendet, der sich nicht expreß niedersetzt, es mit der unbarmherzigen Kälte und Ruhe der Kritik zu untersuchen. Auch der Gedanke ist, wie man finden wird, nicht immer ganz richtig, und obwohl es in einer schnellen Wendung recht brillant klingen kann, daß „des Dichters Sorgen keine sind", und daß „der Himmel des Gesanges ewig klar", so muß man dennoch, ohne gerade für die Thränenweiden-Poeten zu schwärmen, bemerken, daß diese Aeußerung in Wirklichkeit nur eine schöne Unwahrheit ist. Aber man darf hierin nicht so strenge mit Tegnér in's Gericht gehen, das gehört zu seiner wilden Laune; sein Pegasus ist ein arabisches Vollblutfohlen, das sich stolz, rasch und graziös in Wald und Auen herumtummelt, und es liegt in seinem freien Naturell, daß es hierbei mitunter einen allzugewagten Sprung macht über Busch und Hecken, dabei aber, merkwürdigerweise, dennoch immer glücklich auf alle Viere zu stehen kommt. Der phosphoristische Pegasus war ein verunglücktes Flügelpferd, das immer

droben in den Wolken traben wollte, jedoch dabei einmal über das andere, patsch! wieder auf unsere verachtete Erde fiel, und das zu nicht geringem Vergnügen der Belacher und Satiriker. Der „Pégase“ des französischen Geschmackes war nur ein nach den Regeln der Reitkunst vollkommen dressirtes Manegepferd, das Alexandriner piaffirte und Oden galoppte.

Tegnér's „Frithiofs Sage“ ist weltkundig geworden. Von einigen Seiten wurde sie übertrieben gerühmt und vergöttert, von andern mit vielleicht noch größerer Strenge getadelt. Ohne zu denen zu gehören, welche in blinder Vergötterung Alles, was Tegnér's Namen trägt, bis in den siebenten Himmel erheben, wird man doch immer in Frage stehendes Gedicht mit Recht als ein Werk von großem, echten Verdienst betrachten, als eine Dichtung, die immer ihren rühmlichen Platz in der ganzen europäischen Schönliteratur behaupten wird. Sie ist in weit höherem Grade ein künstlerisches Produkt, als Atterbom's „Insel der Glückseligkeit“, die bisweilen von Mehreren jener vorgezogen wurde; sie ist es schon dadurch, daß sie eine mehr gleichmäßig vertheilte Schönheit verräth, anstatt der unbefriedigenden Mischung von sporadischer Anmuth neben den abstoßendsten Mißgeburten, welche man leider so allgemein bei jenen recht „hypergenialen“ Genies trifft. Die erste Bedingung für den künstlerischen Werth einer Arbeit muß doch eine gewisse Ganzheit sein; es hilft nichts, wenn die eine Hälfte eine Sirene, wenn

die andere ein Fischschwanz ist, und es braucht ja eigentlich nichts mehr als ein schielendes Auge oder eine schiefe Nase, um, bei der größten Vollendung des Uebrigen, ein ganz plastisches Meisterstück zu verderben. In Tegnér's „Frithiofs Sage" kommen zwar eigentlich keine so überschwenglichen Wunderwerke von Schönheit vor, daß man versteinert und stutzend vor ihnen steht, wie bei einem entzückenden Naturschauspiele, allein wo man auch das Buch öffnet, kann man versichert sein, eine angenehme, einnehmende Gleichheit zu finden; es ist eine nordische Sommerlandschaft, wo man überall sich in's Grüne niederlassen und eine Blume zum Pflücken finden oder einem Vogel lauschen kann.

Tegnér war, wie die ganze Welt weiß, Bischof in Weriö, als welcher er im Verlaufe dieses Jahres (1847) starb. Viele kommen darin überein, daß er nie hätte Bischof werden sollen; er hätte an der Universität bleiben sollen, in dem romantischen Schatten — „sub tegmine fagi" — des alten belaubten „Lundagard", den er einst so sehr liebte! Das würde in mehr als einer Beziehung heilsam für ihn gewesen sein. In den letzteren Jahren hat man nicht groß von ihm gehört, auch war er in Folge einer beklagenswerthen Kränklichkeit durchaus nicht mehr derselbe, wie früher. Wenn er auch einmal die Feder ergriff, er war nicht mehr Tegnér, er imitirte sich nur selbst; Tegnér tegnérisirte.

Er war eine unwiderstehliche Persönlichkeit, voll der

unerschöpflichsten, sprühendsten Spiritualität hat er immer mit erstaunlicher Leichtigkeit um sich geworfen mit Einfällen, Bonmots, Repliken, welche zwar nicht selten von ziemlich grobkörniger Art waren, aber dessenungeachtet durch Land und Reich gingen. Den Grundsatz der Sorglosigkeit, den er in der Poesie vorschreibt, hat er auch mit vieler Consequenz in seinem Privatleben durchzuführen versucht und gedacht mit dem großen Luther:

„Wer nicht liebt Wein, Weib, Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang!"

Als öffentlicher Charakter hat Tegnér gerade die entgegengesetzte Bahn Geijer's eingeschlagen. Er hat mit Liberalismus begonnen und als Ultraconservativer geschlossen, während der Letztere zuerst sich zum Conservatismus bekannte, zu Ende aber sich unter die Fahne der liberalen Ideen stellte. Es gab eine Zeit, wo Tegnér sich nicht scheute, mit kühnen Freiheitsliedern den gerunzelten Augenbrauen der Hohen zu trotzen; dies war, als er seinen „Karl den Zwölften" (Karl den Tolfte) schrieb; wo er in dem herrlichen Gedichte „Der Held" (Hjelten) proclamirte, „daß ewig nicht das Alte kann bestehen, daß, was vermodert ist, muß untergehen." Und das alte Vermoderte hat endlich wirklich angefangen, zusammenzustürzen, aber Tegnér wurde ganz erschreckt über diesen Ausgang der Dinge und wußte nun nicht Rath, wie er die neue Zeit hindern sollte, fortzuschreiten, nachdem er gleichwohl vor zwanzig, dreißig Jahren nicht

wenig selbst dazu beigetragen, sie gehen zu lehren. Dies gehört inzwischen einem ganz besonderen Gegenstande an, von dem Manches zu sagen wäre, was nicht innerhalb des uns vorgesteckten Ziels liegt. Das Verhältniß wird einzig und allein durch die Frivolität — ich nehme hier das Wort „frivol" in seinem umfassendsten Sinne — welche allezeit einen Grundzug in Tegnér's literarischem sowohl als auch persönlichen Charakter ausgemacht zu haben schien; es ist die Natur dieser Frivolität, eine Menge guter Vorsätze, schöner Gefühle, und sogar schöner Handlungen nicht auszuschließen, aber im nächsten Augenblicke folgt vielleicht auf dies Alles ein „je m'en moque pas mal", und es ist wie ein umgewendetes Blatt. Uebrigens werden immer die freiheitswarmen Worte, welche Tegnér in seinen jüngeren Jahren in mehreren seiner schönsten Gedichte, sowie die eben angeführten, in seiner Rede beim Lutherjubelfeste, und an andern Orten, ausgesprochen, auf das Lebhafteste protestiren gegen des alten Mannes unbedachte Gaukelei oder seine Strenge gegen die neue Zeit und ihre großen, unvergänglichen Ideen, und die früheren Produkte werden ihn zu seinem Glücke überleben, während die späteren mit ihm zu Grabe gegangen.

Die Gothische Schule, d. h. die in nationalem, nordischem Geiste dichtende Romantik, sowie sie sich durch die „Iduna" zur Schule constituirte, und für welche Geijer und Tegnér anfangs fast die einzigen Repräsen-

tanten waren, faßte schon vom Beginne an den Entschluß, sich mit keiner entschiedenen Polemik abzugeben, sich sowohl gegen die gallicistischen Ueberbleibsel, wie auch gegen die übrigens in mehreren Fällen naheverwandten Phosphoristen in Acht zu nehmen. In „Markall's Nächten" kommt sie daher auch immer unter dem Namen: „die zeichenerwartenden Neutra", vor, gleichsam als wenn sie den Mantel auf beiden Schultern zu tragen wüßten oder abwarten wollten, woher der Wind bliese, um sich danach zu richten. Beiden, Geijer und Tegnér, gelang es auch ganz gut, sich auf diese Art in beider Parteien Gunst zu erhalten, und während Tegnér vor seinen „Axel" das bekannte, ziemlich stark courtisirende Widmungsgedicht an Leopold schrieb, brachte Atterbom im „Phosphorus" schmeichelnde Recensionen über die „Frithiofs Sage." Es war ganz natürlich, daß solch eine ruhige und sichere Stellung in Mancher Augen beneidenswerth erscheinen würde, und es währte nun nicht lange, so bekamen die beiden Koryphäen ihre Adepten, ihre Nachfolger, wenn auch nicht Nebenbuhler. Zuerst unter diesen habe ich zu nennen: P. H. Ling.

Ling war eine feurige Natur, aber etwas rauh, etwas allzu urnordisch; seine Poesie geht bis zur Schneegrenze hinauf, wo nur hin und wieder eine Blaumeise zwitschert in den dünnen Birken und da und dort eine einzelne Tanne über die schäumenden Bergströme hängt. Er hatte im Grunde ein recht schönes lyrisches Talent, wurde jedoch

durch die Beispiele von nordischen Dichtungen in größerem Maßstabe, welche nun sowohl im Vaterlande, als auch im dänischen Nachbarreiche aufkamen, verleitet, selbst etwas im großen Style mit grandiosen, verblüffenden Dimensionen zu fabriciren. Er setzte sich daher nieder und schrieb eine Menge nordischer Dramen, durch die er vermuthlich ein zweiter Oehlenschläger zu werden bezweckte, sowie ein paar große nordische Epopöen: „Die Asen" (Asarne) und „Tirfing." Diese Arbeiten sind im Ganzen genommen so ziemlich langweilig; man vermißt darin leider zu fühlbar die Hauptelemente, die für ein Drama oder Epos erfordert werden, nämlich Handlung und Charaktere. In den Dramen stehen seine Kämpen da und halten Reden gegen und miteinander vom Morgen bis zum Abend, gleichsam als könnte man mit Worten allein, und wären sie auch noch so schön, die Welt um einen Schritt vorwärts bringen. In den epischen Gedichten verfällt er oft in bloße chronikmäßige und pragmatische Beschreibungen über den Gang der Handlung, aber diese Handlung selbst geht nicht auf der Scene vor sich. Wo er jedoch in diesen seinen Compositionen hin und wieder Gelegenheit findet, einen kleinen lyrischen Ausflug zu machen, ist er gleich ein ganz anderer Dichter, er wird imponirend, effectvoll, erhaben, und viele von den Chören in seinen Dramen sind wirklich meisterhaft, ein hinreichender Beweis dafür, was der Mann geworden wäre, wenn er von seiner Bestimmung nicht ab-

gelassen hätte, sondern seiner „bärensehnenbesaiteten“ Lyra treu geblieben wäre. In seiner Sprache hatte sich Ling eine gewisse originelle Manier in altväterischer Form ausgebildet, die man ungefähr mit der geballten Faust eines Berserkers vergleichen könnte, und wenn man nur einen Schatten davon sah, so erkannte man sogleich den ganzen Mann. Auf jeder Seite wimmelt es bei ihm von solchen Wortformen und Zusammensetzungen, wie „sturmwirbelnde See“, „grimmige Kämpen“, „unvergleichlich große geschwungene Steinhämmer“, „schauerlich schwer“, u. s. w. In Naturschilderungen war Ling besonders glücklich, und wenn er da hin und wieder Scenen und Gegenstände weicherer Art zu zeichnen hatte, milderte sich auch theilweise sein sonst samojedischer Natursinn in etwas und sogar seine Verse flossen leichter, gleich einem aufgelösten Triebe.

Ling bekannte selbst, daß er nicht viele Töne für das Milde, Liebliche im Leben hatte; „meine Bildnergabe gleicht dem Winter unseres Landes, sie hat keine Blumen“, sagt er in seiner Eintrittsrede in die Schwedische Academie, von welcher auch er gegen das Ende seines Lebens zum Mitgliede ernannt wurde; und er fügt hinzu: „ich bin bei mehreren Gelegenheiten selbst ein wirkliches Nonplusultra in stylistischer Barbarei gewesen, habe nicht selten wie ein Vandale den schönen Schleier am Götterbilde der Kunst zerrissen.“ Es ist seltsam, einen Poeten ein solches Bekenntniß machen zu hören, aber Ling war

ein Ehrenmann und wollte nicht mehr sein und gelten, als was er wirklich war: eine Art Gespenst aus dem Skaldengeschlechte des nordischen Heidenthums, mit Reif im Barte und einem Bärenfell auf den Schultern.

Wer sollte es glauben? Dieser Mann ist gleichwohl in einem weichen Augenblicke sich selbst in dem Grade ungetreu gewesen, daß er eine ganze lange Idylle schrieb, betitelt: „Die Liebe" (Kärleken), eine Idylle im vollkommensten Schäferstyle, eine Idylle mit Damon und Werther in einer Person, mit Lämmern und Strohhüten, mit Passionen von Baumwolle und Thränen von Zuckerwasser! Diese verliebte Romanze mit der dazu gehörigen anmuthigen Melodie war zu ihrer Zeit aller Welt Leib- und Favoritlied. Sie wurde in jedem Winkel gesungen, in der Stadt und auf dem Lande, im Palast und in der Hütte, von der Kellerwohnung bis zum Dachstübchen, sie lag auf jedem Klavier auf, sie war der Triumph des herumziehenden blinden Spielmanns, der Schattentrost aller unglücklichen Mamsellchen. Später kam der „Chor der Brautjungfern" aus Weber's „Freischütz" und verdrängte sie, um seinerseits selbst dem „goldmähnigen Fohlen" (Gulmanig fale) aus Tegnér's „Frithiof's Sage" zu weichen. Jetzt ist es die „Braut von Lammermoor", welche einzig und allein lebt und regiert. So geht es mit den Favoriten in der Welt!

Ich habe Ling, als Poet betrachtet, ein Gespenst aus der Heidenzeit genannt; der ganze Mann sah auch wie

etwas Derartiges aus, wenn er am Tage in seinem großen gymnastischen Saale in Stockholm umherwanderte in einem bizarren, rauhen und struppigen, nach eigener Phantasie zugeschnittenen Kostüme von Wolfsfell, aus welchem seine dünne Gestalt in höchst auffallender Originalität hervortrat. Neben der Poesie hatte er von seinen frühesten Jahren an mit besonderer Vorliebe alle ritterlichen Leibesübungen umfaßt, welche mit der Gymnastik in Verbindung stehen, für deren Ausübung er unermüdlich und enthusiastisch eiferte, als das einzige Mittel, wieder eine kräftige Race im Norden auszubilden, eine Race gleich den alten Berserkern, welche ihm so theuer waren! Er machte auch aus der Gymnastik eine ordentliche Wissenschaft, auf anatomische und physiologische Gründe basirt, und schuf eine ganz neue Art davon: die sogenannte Krankengymnastik, welche sich als eine durchaus nicht zu verachtende Specialität der allgemeinen Heilkunst erwiesen hat. Ling hatte in Stockholm mit Unterstützung von Seiten des Staats ein gymnastisches Centralinstitut gegründet, an welchem er Professor war bis zu seinem vor wenigen Jahren erfolgten Tode.

Neben die Genannten ist A. A. Afzelius zu stellen, als ein Poet von ganz entschiedener gothischer Farbe Es ist derselbe Afzelius, welcher gemeinschaftlich mit dem Dänen Rask die alten Edden herausgab und übersetzte, sowie in Verbindung mit Geijer drei Bände „Schwedische Volkslieder“ (Svenska Folkvisor) sammelte und

veröffentlichte, und nun zuletzt uns vier Hefte „Schwedische Volkssagen“ (Svenska Folkets Sagohäfder) hinterlassen, worin er mit dem Volksliede und der Chronik eine Menge alter Traditionen zusammengestellt, zwar hin und wieder ziemlich launenhaft und unkritisch, aber gleichwohl immer so, daß das Ganze ein sehr interessantes Werk geworden. Afzelius war nicht sonderlich productiv als Dichter, aber einige seiner Romanzen, wie z. B. „Der Necke“ (Necken), u. s. w. machten zu ihrer Zeit bedeutendes Glück. Die afzelische Poesie kann übrigens als die äußerste Consequenz des ernsten, urnordischen, wolfspelzbekleideten Charakters angesehen werden, der vom ersten Augenblick an der ganzen poetischen Wirksamkeit der gothischen Schule zu Grunde lag und sie bestimmte. Es wurde mitunter aus der Entwickelung des Gothicismus ein solches Wirthschaften mit riesiggroßen, kraftvollen Worten, ein solches Unwesen mit altväterlicher Kraft, vorzeitlichem Heldenmuthe und „Löwenmarke“, daß dabei die ganze Wirklichkeit vor Eines Blicken fast in ein Nichts zusammenschwand; die Vorzeit wurde so groß, so ungeheuer, daß sie sich bücken mußte, um Raum zu haben zwischen Himmel und Erde, wogegen die Geschöpfe der Gegenwart so klein wurden, daß ganz Schweden in einem Fingerhute Platz hatte. Dies war das Extrem des Gothicismus, und es gab mehr als Einen, der boshaft genug war, auf recht empfindliche Weise Spott damit zu treiben. Vitalis

schrieb, wie die Gothen „Löwenmark mit Löffeln essen“, andere gemeine Spöttereien zu verschweigen. Sowohl bei Ling, wie bei Afzelius trifft man leider viel von dieser Löwenmarkswuth, und sie haben auch speziell davon zu hören bekommen, die armen Poeten! Ein anderer Zug von Extremen, welcher besonders bestimmt Afzelius charakterisirt, wie übrigens auch Ling — denn diese beiden Dichter haben Vieles gemeinsam — ist das Altmodische in der Sprache selbst. Schon Geijer hat sich hin und wieder einen Versuch hierin erlaubt, aber Afzelius machte es sich fast zur Regel. Besonders hervorleuchtend ist dies in dem schon erwähnten Gedichte „Der Recke“, wo sich alle diese Endungen in „mittelalterlichem Hochzeitsschmucke“ wirklich recht possierlich ausnehmen in unserer lieben Sprache des neunzehnten Jahrhunderts. Allein man begnügte sich durchaus nicht hiermit, man suchte eine Menge ganz unbekannter, verlegener Worte und ganze Redensarten hervor, auf denen schon lange vierhundertjähriges Gras gewachsen, und während die Phosphoristen halb deutsch schrieben, fingen die Gothen an, fast isländisch zu singen. Es galt einen Versuch zu machen, aber er glückte nicht ganz nach Wunsche, und nun sind wir gänzlich quitt mit diesen altmodischen Neumodischheiten.

Noch eine bezeichnende Eigenthümlichkeit bei der Dichterschaft dieser Epoche muß ich bemerken, eine Eigenthümlichkeit, welche die gothische Schule übrigens mit

den Phosphoristen theilt, und worin sie fast einander zu übertreffen suchten, nämlich eine ganz unvergleichliche Preciosität. Z. B. in dem eben genannten Gedichte des Herrn Afzelius finden wir nicht nur eine „goldne Harfe" mit „Silbertönen", sondern auch ein „goldnes Haar", eine goldne Burg", und obendrein auch einen „Demantfelsen." Ich hoffe, man kann nichts Kostbareres finden; es ist ein ganzer Juwelierladen. Aber es war so die Art und Weise dieser geehrten Herren; sie warfen um sich mit Gold und Silber, Diamanten und echten Perlen, Purpur und Krystallen, Ambra und Balsamdüften, wie man es kaum bei andern als königlichen Millionären und verschwenderischen Damen, einem Crösus oder einer Baronesse Rothschild erwarten sollte. Sie zeigten sich nie in der Poesie, außer es regnete edle Metalle aus ihren Händen; und von Rubinen, Smaragden und Saphiren, welche unerschöpfliche Herrlichkeit! ein Golconda in jeder Rocktasche!..... Diese Preciosität findet man übrigens auch bei unsern neuesten Dichtern in bedeutendem Grade; es herrscht im Allgemeinen ein Luxus, der eigensinnig an unserer schönen Literatur festhängen zu wollen scheint, und für dessen demoralisirende Wirkung es mehr als hohe Zeit ist, daß die Kritik die Augen öffnet.

Afzelius ist Pastor in der kleinen Stadt Enköping in Uppland; er ist übrigens ein jovialer Mann, der nichts dagegen hat, einen Abend lustig und munter im Gegen-

wärtigen zu leben, wenn er den ganzen Tag sich müde gegangen unter Kämpen und Bragurmännern der Vorzeit.

Diese vier: Geijer, Tegnér, Ling, Afzelius machen den eigentlichen Kern des schönwissenschaftlichen Bundes der „Gothen" aus. Von andern, die hierher gerechnet werden, sind Beskow und Nicander speziell zu bemerken; allein diese letztgenannten Dichter stehen — gleich Hedborn und einigen andern, welche gemeiniglich unter die Phosphoristen gerechnet werden — nicht eigentlich ganz in derselben Kategorie mit denen, welche der einen oder andern Schule ihre ausschließende Bestimmung in der schwedischen Schönliteratur gegeben, sondern zeigen mehr oder minder wesentliche Modificationen und Hybridisirungen, weshalb auch sie mit Recht in die eigene große Klasse mit eingerechnet werden dürften, die man Nachklangspoeten nennen könnte. Es sind die Töne der phosphoristischen und gothischen Schule, welche hier unmerklich miteinander zusammenschmelzen, während sie allmälig hinsterben. Diese Nachklangspoeten bilden zugleich einen Uebergang von der ästhetischen Revolutionsperiode zu der neuesten Schönliteratur. Wir werden unter ihnen mehrere von Schwedens interessantesten literarischen Persönlichkeiten finden, wie Vitalis, Stagnelius, Almquist.

Dritter Abschnitt.

Wir haben die Phosphoristen verlassen und die Gothische Schule hinter uns, und begegnen nun einer neuen Gruppe schönwissenschaftlicher Schriftsteller, die ich am systematischesten glaubte in eine eigene Klasse mit dem Namen: Nachklangspoeten zusammenfassen zu können. Ich habe unter diesen der Zeitordnung wegen zuerst Hedborn zu nennen.

Auch dieser Dichter trat zuerst in Atterbom's Kalendern auf, weshalb die Phosphoristen ihn immer als einen der Ihrigen betrachteten und ihn mit eifersüchtiger Freundlichkeit behandelten. Er besaß gleichwohl nicht besonderen Geschmack für ihre poetische Aëronautik, sondern hielt sich mehr an das reellere Element des alten schwedischen Volksliedes, und würde daher mit eben so viel Recht zur Gothischen Schule gerechnet werden können. Hedborn ist ein Lyriker mit warmem Herzen,

einer blauäugigen Naivetät und einem einnehmenden Zuge unschuldsvollen Lächelns. Er ist ein Bauerssohn von Geburt und ist es auch in der Poesie. Man findet bei ihm nicht diese ewige lungensüchtige Deutschthümelei, wie bei seinen werthen Kameraden, sondern ein frisches schwedisches Blut. Auch er kann gefühlvoll sein und hat im Grunde ein frommes, religiöses Gemüth, aber dennoch verehrt er weder den Mond noch die Jungfrau Maria. Er hat mehrere Psalmen geschrieben, die sogar neben denen Wallin's vortrefflich sind, wenn sie auch nicht des Letzteren schallende Orgeltöne besitzen, sondern eher au das „doux'n" Klavier in einem Pfarrhause auf dem Lande erinnern. Allein er hat daneben, und ohne seine altnordischen Romanzen, mehrere kleine Sachen gedichtet, in denen sich eine einzige und so zu sagen ländliche Munterkeit in feinen, anmuthigen Zügen ausspricht. Dahin gehören sein äußerst malerisches Gedicht „Der Regenbach" (Regnbäcken), sein kleines herrliches, in seiner Art fast unübertreffliches „Wiegenlied" (Vaggvisa), u. a. m. — Hedborn ist in Ostgothland wohlbestallter Kirchenhirte auf dem Lande.

Grafström, ein anderer respectabler Landgeistlicher, debütirte ebenfalls in den poetischen Kalendern der neuen Schule, kann jedoch vielleicht noch weniger als Hedborn ein eigentlicher Phosphorist genannt werden. Er ist mit einer Tochter Franzén's verheirathet, und diese intime Verwandtschaft hat auch in literarischer Hinsicht zwischen

den beiden Dichtern Raum. Grafström ist gewiß kein übertriebenes Talent, allein er besitzt viel Fertigkeit in Verfertigung einer Art poetischen Zuckerbrodes, das sich mit Behagen in Theewasser tauchen läßt. Es ist derselbe dünne, ungesäuerte Teig, aus welchem Franzén so viele idyllische „Wasserbrode" und fromme Pastetchen gebacken; allein Grafström spendirt noch mehr Süßes, sowohl innen als auch außen. Er hat unter Anderm nach deutschem Vorbilde ein Gedicht verfaßt, welches beginnt:

Sag' mir nicht: Willkommen! wenn ich komme,
Nicht: Lebwohl! du Holde, wenn ich geh';
Denn ich komme nicht, auch wenn ich komme,
Und verlaß' dich nicht, auch wenn ich geh'! u. s. w.

Dieses Gedicht macht offenbar Ansprüche, Franzénisch naiv zu sein, allein es ist nur Franzénisch sentimental. Es wird übrigens von allen gefühlvollen Seelen nach einer Herzen rührenden Melodie von Beskow mit Leidenschaft gesungen; die letzten Töne, das: „wenn ich geh'", müssen natürlich ein wenig geschleppt werden „un poco rallentando", und wenn man daneben nicht versäumt, bei dem vorhergehenden „wenn ich komme" die Arme auszubreiten, wie zu einer Umarmung, kann man sicher sein, daß man unwiderstehlich ist! .....

Grafström hat inzwischen auch einige andere Gedichte von soliderer Art geschrieben; seine Naturbeschreibungen sind oft gelungen und die Sprache darin immer würdig,

rein und elegant. Seine geliebte Heimat, das großartige Norrland, hat ihm besonders Stoff zu manchen schönen Versen gegeben, für welche auch Andere als Norrländer ihm ihren Beifall schenken müssen.

Ich glaube, eben im Vorübergehen Bernhard von Beskow genannt zu haben! Er ist der ausgezeichnetste Mann der neueren schwedischen Schönliteratur; es ist ein a in diesem „ausgezeichnetste“, was ich wohl zu beachten bitte. Er ist kein Apollo, aber er ist ein unvergleichlicher Hofmarschall und ein ganz fürtrefflicher Baron. In seiner Jugend war er insoweit einer von den Gothen, daß er in der „Iduna“ einige kleinere lyrische Versuche erscheinen ließ, und hat auch bis auf die letzten Zeiten eine gewisse Vorliebe für unsere älteren historischen Erinnerungen bewahrt, welche sich unter Anderem durch verschiedene schwedische Dramen von seiner Hand aus- spricht. Aber Herr Bernhard Freiherr von Beskow hat diese Vorzeit auf eine ganz andere Art zu behandeln gewußt, als diejenige war, welche die echten Gothen charakterisirte. Es ist bei ihm eine Vorzeit in Glacéhandschuhen. Er hat ihr Erziehung zu geben, sie zu bilden gewußt, so daß sie, ohne sich schämen zu dürfen, sich in den Salons der Vornehmen zeigen kann. Schon Tegnér hat in gewisser Weise den Impuls zu einer solchen Education des Gothicismus gegeben, schon in seiner „Frithiofs Sage“ ist es nicht mehr der einfache Ton der alten Volksweise oder Tradition, wie er durch Geijer's

Romanzen klingt; die Frithiofs Sage ist altgothisch ungefähr auf dieselbe Weise, wie ein antiker Eichen- oder Nußbaumschrank, den man mit neuem Firniß überzieht und mit modernen Bronzeornamenten überladet. Beskow's Gothicismus geht noch einen Schritt weiter in der Modernisirung; er ist zwar, wenn man will, von der alten schwedischen Eiche, aber nicht blos der Firniß ist neu, die ganze Façon ist im elegantesten neumodischen Style, der alte Schrank ist in einen „secrétaire“ verwandelt. Beskow läßt seine Damen der Vorzeit in einer hypertegnérischen Bildersprache schwärmen und seine Helden des Mittelalters schlagen einander mit Metaphern entzwei. Er hat auch ein academisches Preisgedicht geschrieben, betitelt „Schweden's Ahnen“ (Sverges Anor), welches seiner Zeit von einer gewissen Seite mit Lob überschüttet wurde; doch was in demselben eigentlich Werth hat, ist ziemlich unbesonnen von Tegnér und anderen guten Verfassern entlehnt, und das Ganze ist nur prunkend, wie eine Theaterdecoration. Dieser Prunk ist es im Allgemeinen, was Beskow charakterisirt. Auch seine Dramen sind im Grunde nichts viel Anderes, als Theaterpracht, in guter Anordnung, mit einigen Sentenzen, nicht übel gesagt. Oehlenschläger hat Beskow die Ehre angethan, einige dieser Dramen zu übersetzen; ich muß aufrichtig gestehen, daß ganz Schweden sich darüber wunderte.

Mit einem Worte, Bernhard von Beskow ist höch-

stens ein gutes poetisches Talent, aber nichts weiter. Es ist in Stockholm wie anderwärts in gewissen aristokratischen Kreisen Mode geworden, eine Art schönwissenschaftlicher und artistischer Soiréen zu halten, wo man abwechselnd mit Musik und Lecture sich unterhält, d. h.: die Luft mit zierlichen Fortepianovariationen und klingenden Versen füllt; da ist Beskow am rechten Platze mit seinen Gedichten, er ist, wenn nicht der Thalberg, so doch der Henri Herz der schwedischen Schönliteratur.

Diesen unvergleichlichen Klingklang findet man besonders in einer Menge niedlicher Dingelchen, die er an seine poetische Huldgöttin „Laura“ gedichtet; als da sind seine „Serenade“ an dem von den Engeln der Unschuld bewachten Lager der Entzückenden, „Der Traum“ (Drömmen), wo er seiner Schönen berichtet, daß er bald ein Schmetterling zu sein geglaubt „mit goldenen Schwingen“ (die Hofmarschallsgalonen müssen nun schon einmal immer dabei sein!), der in der schönen Blume Laura's „offenem Schooße“ weilte, bald eine Wolke in der Nacht, die den glänzenden Stern Laura in ihre Arme schloß, bald wieder ein „Lied, geschrieben aus dem Herzen“, das die neue Nymphe Echo-Laura hold zurückgab; ferner „Der Johanniswurm“ (Lysmasken), wo er am späten Abende sich vor Laura's Fenster schleicht und ein kleines Billet-doux an einem „Rosenband“ zu ihm herniedergleiten fleht, dabei gleichwohl die Unannehmlichkeit hat, wegen der Dunkelheit unmöglich die Schrift lesen

zu können! Doch der Herr Baron und Hofmarschall entdeckt auf dem Blatte einer Nachtviole ein Johanniswürmchen, und — welch sinnreicher Einfall! — läßt es auf den Zeilen auf und ab spazieren, so daß es Wort für Wort beleuchtet! Fürwahr, dies Johanniswürmchen hat nicht umsonst gelebt, da es einem Baron geholfen, einen Liebesbrief Laura's zu lesen!

Da von poetischen Virtuosen die Rede ist, so muß ich hier noch einen nennen, und zwar einen ganz brillanten, den vor wenig Jahren verstorbenen Nicander. Auch dieser Dichter versuchte sich mit seinen ersten Tönen in der „Iduna." Sein hauptsächlichstes Verdienst liegt, wie bei Beskow in der Diction; er besaß in hohem Grade die Kunst, „etwas schön zu sagen", er hatte hierin ein wirklich musikalisches Talent und, wenn es mir erlaubt ist, das Bild fortzusetzen, viel poetische Fingerfertigkeit. Ein tieferer Geist zeigte sich dagegen selten in seinen Erzeugnissen; inzwischen besaß er gewiß mehr wahres Gefühl, als Beskow, und es blieb dafür immer wenigstens mehr zurück nach den Glockenspieltönen Nicander's, als nach denen des Letztern. Nicander hat außer einer Menge kleinerer lyrischer Gedichte ein paar größere Romanzen geschrieben, nämlich „König Enzio" (Kung Enzio), „Tasso's Tod" (Tassos död), „Der Löwe in der Wüste" (Lejonet i öknen), sowie ein Trauerspiel: „Das Runenschwert" (Runesvärdet), welches, wenn auch lange nicht Alles erfüllend, was von einem Drama

gefordert wird, gleichwohl wegen seiner vielen guten Partien, allerwenigstens Baron Beskow's dramatische Arbeiten aufwiegt. Im Uebrigen Nicander's Verfasserschaft zu charakterisiren, ist fast unmöglich, da dieser Dichter wirklich nie so weit gekommen ist, ganz selbständig zu werden, sondern hauptsächlich nur geschmackvoll bald den Einen, bald den Andern nachahmte, wer ihm gerade zuletzt in die Augen fiel. Obwohl aus der Gothischen Schule hervorgegangen, war er dennoch ein Dichter mit weit mehr südlichem, als nordischem Geiste, darin Atterbom ähnlich, und seine Lyra klingt doppelt melodisch, sobald er sie zum Lobe Italiens und des italienischen Lebens anstimmt. Man hört, daß er dann „con amore“ spielt. Als Beweis für letztere Behauptung mag sein Gedicht „Venedig“ dienen. Man wird vielleicht einwenden, daß das Ganze weniger Poesie ist, als Beredtsamkeit von einer poetischen Zunge; ich meinestheils will es nicht bestreiten, und ich habe schon, da von Tegnér die Rede war, bemerkt, daß ebendasselbe auch bei diesem Letzteren der Fall ist — zu schweigen, wie viel ähnliche Pseudopoesie bei Beskow und der ganzen Klasse ihm gleicher Schöngeister vorkommt! — Aber wenn es auch so ist, muß man gleichwohl andererseits einräumen, daß man über Sachen und Dinge schwerlich poetischer, dem Ohre schmeichelnder, klangreicher und eleganter räsonniren kann. Diese Herrschaft über die Form scheint Nicander angeboren gewesen zu sein; denn sogar unter seinen

allerersten Versuchen, in dem Liedercyklus „Die Nornen" (Runorna), finden sich Gedichte, die wenig oder nicht vor seinen Erzeugnissen aus einer gereifteren Epoche zurückstehen.

Nicander hat in seinen „Hesperiden" (Hesperider), einer Sammlung von Allerlei über und von Italien in Versen und in Prosa, auch ein paar kleinere Novellen hinterlassen, welche zu dem Besten gehören, das wir auf diesem Felde besitzen. Zwei dicke Bände „Erinnerungen aus dem Süden" (Minnen fran Södern) erfüllen dagegen nicht, was man von ihnen erwartet.

Ich komme nun zu einem Genius, dem man ohne Frage einen der ersten Plätze in Schwedens ganzer Schönliteratur zuerkennen muß, nämlich Erik Johan Stagnelius. Das war ein großes, herrliches Dichtertalent, welches, vollkommen entwickelt und von günstigeren Verhältnissen umgeben, gewiß unsere schönste poetische Ehre und Zierde geworden wäre, und selbst jetzt, trotz all seiner Dissonanzen und seiner mehrfachen bemerkenswerthen Unvollkommenheiten, wie eine von den unsterblichen Göttern besaitete Harfe klingt. Immer physisch leidend und körperlich von der Natur vernachlässigt, fühlte er sich immer und machte sich noch mehr unglücklich durch eine düstere Grübelei, die er geerbt zu haben scheint, und von welcher er sich ungefähr wie Lidner durch eine Lebensweise zu befreien suchte,

die durchaus nicht frei war von Chrismus. Er starb in einem Alter von dreißig Jahren, wenig gekannt im Vergleich wie er es zu sein verdiente, und ohne an seine herrlichsten Gedichte die letzte Feile gelegt zu haben. Hammarsköld erhielt den schwierigen Auftrag, seine hinterlassenen poetischen Arbeiten herauszugeben, ein Auftrag, dessen er sich schlecht entledigte. Verleitet von seiner Bewunderung für Stagnelius' Talent setzte der sonst so kritische Hammarsköld diesmal die Kritik ganz bei Seite und übergab der Oeffentlichkeit jede unbedeutende Kleinigkeit, die Stagnelius, mit der ihm eigenen Leichtigkeit zu produciren, auf ein Stück Papier hingeworfen, oft vielleicht ohne sich Zeit zu nehmen, einen fehlenden Fuß im Metrum auszufüllen. Auf diese Art bekam Hammarsköld nicht weniger als drei ansehnliche Octavbände zusammen, aber der arme Stagnelius würde ohne Zweifel viel dabei gewonnen haben, wäre das Ganze auf die Hälfte reducirt worden. Im Allgemeinen kann man Dichter nicht genug beklagen, welche so in die Hände von guten Freunden fallen und dadurch des Rechtes beraubt werden, sich selbst zu verantworten. Das Wohlwollen hat in ähnlichen Fällen oft unermeßlichen Schaden angerichtet, und ein Dichter mit weniger genialem und unverkennbarem Talente, als Stagnelius, würde auch diese Probe nicht bestanden haben.

Stagnelius hatte zu guter Zeit sich eine Menge gnosticistischen Plunders in den Kopf gesetzt, die ihn zu

einem anachoretischen, in speculativen Phantasmagorien halbträumenden Seelenkränkling macht. Unter dem Einflusse dieser seltsamen Grübeleien dichtete er eine zahllose Menge längerer und kürzerer Gedichte, die kein Mensch recht begreifen konnte, und welche, da sie jetzt ein für allemal in seine „Gesammelten Gedichte“ (Samlade Dikter) ohne Ausnahme aufgenommen, wo man nirgends sicher ist, auf sie zu stoßen, ihm das Aussehen eines äußerst unbegreiflichen und abschreckenden Dichters geben. In der That ist dieses ewige Singen von „Anima“, die gefangen sitzt im Harem des „Demiurg“, und sich nach „Pleroma's“ Sälen sehnt, nichts weniger als einladend, und man muß gestehen, daß Atterbom mit all seinem Schellingianismus dennoch selten es so weit treibt in nebelhafter Tiefsinnigkeit, wie Stagnelius, wenn er so recht mit verhängten Zügeln hinausschwebt in diese überirdischen Räume einer gewissen enthusiastischen Unvernunft. Ich kann nicht leugnen, daß es mitunter sogar ein Bischen tragikomisch erscheint, zu sehen, wie ein junger Mann des neunzehnten Jahrhunderts in vollem Ernste, ja mit der musikalischesten Sprache des Entzückens ähnliche halb pythagoräische Philosopheme verkündigt, zum Beispiel, wie die Seele, die von „Achamot“, der Ursünde, gefesselte Seele, zu Christus ihrem Bräutigam eine Anemone mit einer Thränenperle im Kelche schickt, wobei sie ihre Seufzer in einer unleugbar poetisch ausgeführten und in technischer

Beziehung meisterhaften Allocution ausgießt, die aber mit dem sonderbaren Schlusse endigt:

„Ach! bricht nicht des Welteies
Hochblaue Schale?“

Es liegt, wie gesagt, in dem ganzen Gedichte unleugbar viel Poesie und man ist geneigt, es um ihretwillen nicht so genau zu nehmen mit dem „Bräutigam“, dem „Demiurg“, den „Aeonen“, „Pleroma“ und selbst mit „Achamot.“ Aber da kommt zu unsrer Verzweiflung das tiefsinnige „des Welteies hochblaue Schale“ mit ihrem pathetischen „Ach!“ und ihren thränengefüllten Augen!.... Fürwahr, wenn jemals der Satz sich als wahr bewiesen, daß es vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt ist, so ist es hier der Fall!

Aber es ist übrigens rein Sünd' und Schande, über Stagnelius zu lachen; denn er ist doch, wenn Alles zusammenkommt, mehr werth als Das, und ist auch wirklich etwas mehr und etwas Anderes als das Angeführte. Er hatte seine Augenblicke, wo er gleichsam sich erholen mußte von dieser metaphysischen schwermüthigen Schwärmerei, und was er in solchen Zwischenaugenblicken seiner Leier entlockt, ist weder Gnosticismus noch Phosphorismus; man genießt da im Gegentheile einen eben so schwellenden Reichthum klarer poetischer Gedanken, als man eine Sprache bewundert, welche an melodischer Vollkommenheit fast über Allem steht, was die in dieser Beziehung sonst sehr ausgebildete schwedische Schön-

literatur als Muster aufzuweisen hat. Es ist in hohem Grade frappant, mit welcher Leichtigkeit er die verschiedenartigsten und dazu allerschwierigsten lyrischen Formen behandelt; die Sprache schmiegt sich um seine Gedanken, wie ein luftiger Schleier von Gas, die feinsten Reize verrathend und ihren launenhaftesten Stellungen nachgebend. Das Einzige, was man mit Recht gegen Stagnelius' Diction einwenden kann — all seinen Gnosticismus ungerechnet — ist, daß auch er in fabelhaftem Maße sich ähnlicher kostbarer Redensarten bedient, die ich schon bei einigen andern unserer Dichter gerügt, und daß man daher bisweilen bei ihm in Gefahr steht, von eitel Blumenduft und Ambra erstickt zu werden, wie man bei andern Gelegenheiten nicht weiß, wohin man sich wenden soll vor eitel Krystallen, Korallen und Alabaster. Ich wäre ein großer Lügner, wenn ich sagte, daß Ausdrücke, wie „der weiche Nardenrasen", „mystische Thränenperlen", „Krystallberg" und „Smaragdgrund", „Thränendiamanten" und „Ambraküsse" bei Stagnelius zu den Seltenheiten gehören, und das ist schon hinreichend Atterbomianisch.

Doch ich wiederhole, es ist ordentlich Sünd' und Schande, über einen Dichter wie Stagnelius zu spotten, und ich will auch jetzt in vollem Ernste Gutes von ihm reden. Ich habe auch durchaus nicht nöthig, mich dazu zu zwingen; denn ich liebe diesen Dichter von ganzem Herzen, obwohl ich glaube, daß „Demiurg" und „Ble-

roma" ihn nicht vortrefflicher machen, als er auch ohne sie gewesen wäre.

Stagnelius hat fast in allen möglichen Arten und Formen gedichtet. Er hat Psalmen und Tanzlieder, Balladen und Trinklieder, Lehrgedichte und Gespensterscenen, epische und dramatische Gedichte geschrieben. Er bewegte sich überall mit derselben Freiheit. Etwas in jeder Beziehung Vollendeteres als einige seiner Romanzen und Idyllen findet man vielleicht in keiner Literatur. Man nehme den „Fischer" (Fiskaren), „Die Elfen" (Elforna), „Das Mädchen und der Jäger" (Flickan och jägaren), „Der Necke" (Necken), und jedes ist ein kleines Meisterstück für sich! Als ein höchst auffallender Contrast zu Stagnelius' überirdischer Sehnsucht in so vielen seiner gnosticistischen Gedichte zeigt sich dagegen in mehreren aus der hier in Frage stehenden Klasse, besonders unter den „Idyllen", z. B. „Die Erhörung" (Bönhörelsen), eine merkwürdige irdische Erotik. Hier ist es wirklich ganz ordentliche Liebespoesie ohne allen überflüssigen Platonismus, und merkwürdig genug kommt hier nichts von Demiurg und Aeonen vor; auch entwickelt sich in einigen dieser Gedichte dies erotische Gefühl zu einer Leidenschaftlichkeit, einer sinnlichen Fiberglut, die ihre verführerischen Bilder nur nothdürftig mit den „coischen Wolken" der pittoreskesten Dichtersprache drapiren läßt. Und doch ist es derselbe weltverachtende Stagnelius, der seiner Amanda so andächtige Verse von

„schneeweißer Unschuld“ gewidmet, der sonst in der ganzen Natur eine ewige Sehnsucht nach einem höheren Leben liest, und dessen „heilige Betrachtung“ sonst nur zu Seufzern und traurigen Reflexionen Stoff findet selbst in dem „Ambradufte“ der Blumen und der Vögel melodischem Gezwitscher! Welch seltsamer psychologischer Gegensatz in der „Brautnacht“ (Brudnatten) oder dem „Dialog“ gegen „das Mysterium der Seufzer“ (Suckarnas mystér)! Als charakteristisch ist noch zu bemerken, daß Stagnelius in der großen Mehrzahl seiner trüberen Stunden Allem, was er schrieb (wie z. B. in „Die Zugvögel“ (Flyttfoglarna) eine wehmüthige allegorische „arrière-pensée“ einschob; es lag ein für alle Mal in seiner ganzen Weltanschauung eine Disharmonie, welche sich vergebens unter der Harmonie der Sprache zu verbergen sucht, und die sich meistentheils durch einen Ausbruch einer desto mehr überreizten Sinnlichkeit rächt, wie auch seine übersinnliche Sehnsucht sonst eine fast trappistische Unterjochung alles dessen in sich trägt, was bei uns armen Menschen sinnlich ist.

Was Stagnelius' größere dramatische und epische Arbeiten betrifft, so kann man sich zwar nicht verhehlen, daß er hier viele derselben Unvollkommenheiten besitzt, welche die meisten unserer übrigen Schriftsteller haben, daß er nämlich zu wenig objectiv ist, daß er oft die Wahrheit und Treue der Charaktere einem überwiegenden reflectirenden Elemente aufopfert; allein es ist im

Allgemeinen eine solche verschwenderische Fülle von Poesie über diese Arbeiten Stagnelius' ausgegossen, daß man weniger als bei Andern sich an diese Fehler stößt; das Lyrische, so oft es in seinen Dramen vorkommt — und das ist fast auf jeder Seite der Fall — ist immer ausgezeichnet, und seine Chöre stehen sogar ohne Ausnahme auf einer Höhe, zu der kein anderer Lyriker bei uns sich erhoben. Er hat griechische Dramen geschrieben — „Cydippe", „Narcissus", „Die Bacchanten" — er hat altnordische Dramen geschrieben — „Wisbur", „Sigurd Ring", „Svegder" — er hat ein großes christlich romantisches Schauspiel geschrieben — „Die Märtyrer", ein modernes, fast zu neuromantisches Drama: „Der Ritterthurm" (Riddartornet), und hat sich sogar in dem mehr lustspielartigen Genre versucht in: „Der Fischer Thorsten" (Thorsten Fiskare). In den meisten findet sich der antike Chor, in allen, wie ich schon gesagt, eine Menge lyrischer Bestandtheile, wo der Dichter sich immer als hinreißender, bezaubernder Meister der Sprache und unerschöpflich an tiefem Gefühle und schwellender Begeisterung zeigt. Unter seinen größeren Gedichten der erzählenden Art steht „Wladimir" unvergleichlich da in unserer schönen Literatur; dies ist ein Meisterstück von Anfang bis zu Ende, und geschrieben in den herrlichsten Hexametern, wie sie wohl keine Sprache aufzuweisen vermag, seit Ovidius seine Elegien gedichtet.

Ich muß beklagen, daß mir der Raum nicht gestattet,

mich länger bei diesem Dichter aufzuhalten, welcher, wenn Alles zusammenkommt, eines der merkwürdigsten Phänomene ist, die die neuere Zeit innerhalb des ganzen Gebiets der Dichtkunst hervorgebracht hat.

Ein im Grunde nahe mit Stagnelius verwandter Dichter, obwohl er vermöge seiner Entwickelung in ein ganz anderes Gebiet gelangte, war Vitalis. Sein eigentlicher Name war Erik Sjöberg, unter welchem er jedoch weniger bekannt ist, als unter seinem pseudonymen. Er war ein Mann mit ausgezeichneten Anlagen, aber er litt an derselben krankhaften Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Welt, wie Stagnelius, und überließ sich daher gleich anfangs einer äußerst melancholischen Sternensehnsucht, die viele Gnade fand vor den Augen der Phosphoristen. Gleichwohl lag in Vitalis ein Keim, der bei Stagnelius vernichtet wurde, nämlich ein gewisser echt nordischer Trotz, und während Letzterer sich immer hülfloser einer gnosticistischen Schwärmerei hingab, um darin Trost und Balsam zu finden, schlug Vitalis einen ganz andern Weg ein, sich zu trösten, nämlich in die Welt der Ironie und Satire. In dieser letzten Tonart war Vitalis eigentlich originell und ungewöhnlich; hier erhebt er sich bisweilen zu wirklichem, tiefem Humor, und zweifelsohne würde er sogar ein Humorist ersten Ranges geworden sein, hätte er den Kreis seiner Weltanschauung über das alltägliche philiströse Kleinstädterleben hinaus, in welchem er sein Dasein fristete, erweitern können. Obwohl in

mehreren Punkten sich der neuen Schule nähernd, trat er dennoch sowohl gegen diese, wie auch gegen die Gothen mit allerlei kleinen komischen Satiren auf, die alle Welt auswendig lernte. Gegen die Gothen schrieb er unter Anderm das kleine herrliche Gedicht „Der Alterthumsforscher“ (Fornforskaren). Der große Antiquar Professor Sjöborg scheint nicht sehr zufrieden gewesen zu sein mit diesen ungebührlichen Anekdoten des Herrn Studiosus Sjöberg; doch Geijer verzog nur den Mund. Gegen die thränenkranken Poeten dieser Epoche, zu welchen er selbst in früheren Zeiten gehört hatte, deren Wehmuth ihm zuletzt jedoch etwas gesucht und fabricirt vorgekommen zu sein scheint, satirisirte er ebenfalls mit beißendem und treffendem Witze. Uebrigens nahm Vitalis zu Stoffen für seine komischen Ergießungen allerlei Sujets aus der biblischen Geschichte, und der ehrenwerthe König Pharao war hierbei einer seiner Lieblingshelden.

Vitalis starb, wie Stagnelius, ganz jung und im äußersten Elende. Er war zu unpraktisch, um sich selbst in der Welt vorwärts zu bringen, und daneben zu stolz, um Almosen anzunehmen. Er wollte lieber verhungern, und dies Loos ward ihm auch zu Theil.

Zu den Schriftstellern, welche aus dem Chaos der phosphoristisch-gothischen Revolution hervorgingen, gehört auch C. J. L. Almquist. Dies ist ein äußerst vielseitiger und mächtiger Genius. Nichts kann übrigens schwieriger sein, als der Versuch, eine Charakteristik über

einen Schriftsteller mit so vielen wechselnden Facetten zu entwerfen. Er schloß sich anfangs nicht undeutlich sowohl der Löwenmarkpoesie der Gothen, wie auch der Metaphysik Atterbom's an, und in einigen seiner Gedichte findet man sogar rein Stagnelianisch gnosticistische Phantasien; aber Almquist ist ein Mann, den besonders der Zug auszeichnet, daß er sich nicht an Eins halten kann, sondern lieber in Jedem ein wenig sich versuchen will; er hat einen Kopf für alle Genres, eine Sympathie für fast alle Ansichten, eine Saite für alle Töne. Er ist der bunteste aller schwedischen Schriftsteller und zugleich der productivste. Er hat Lyrik, Epik und Dramatik geschrieben, Romane eine Legion — die meisten zusammengefaßt unter dem gemeinsamen Namen „Dornröschen's Buch" (Törnrosens Bok) — religiöse Abhandlungen, philosophische Entwürfe, politische Zeitungsartikel, historische Arbeiten, sogar national-ökonomische Aufsätze, eine Masse Kritiken, verschiedene Volksschriften und der Himmel weiß was Alles! Heute ist er in China, morgen in Paris, bald in Abyssinien, bald im schottischen Hochlande, bald unter schwedischen Kolonien, bald unter maurischen Palästen. In Allem, was er producirt, ist unleugbar Genie, und zwar Genie vom ersten Range, aber gleichwohl hat er daneben etwas Fragmentarisches, welches macht, daß man ihm als künstlerische Totalität keine rechte Form abgewinnen kann. Begabt mit einer ungemein reichen Phantasie, entwirft er überall die

brillantesten und durch ihre Seltsamkeit überraschendsten Typen, Abenteuer und Scenerien, aber verhältnißmäßig nur selten nimmt er sich Zeit, sie so auszuführen, daß man vollkommen heimisch dabei wird, und schon fliegt er wieder fort mit Einem nach einem ganz andern Himmelsstriche; ausgerüstet mit einer großen dialectischen Fähigkeit, stellt er auf dieselbe Art die kühnsten, oft recht paradoxen Sätze auf, und breitet darüber, mit der ihm eigenen Kunst zu räsonniren, einen gewissen pikanten Schein von Wahrheit, bricht aber dann vielleicht plötzlich ab, um mit gleich verwirrender Ueberlegenheit sich einer neuen, ganz fremdartigen Idee zu bemächtigen. Uebrigens liebt er es, bei Gelegenheit eine Bizarrerie zu zeigen, die er durchaus nicht nöthig hätte, um auch originell zu scheinen und welche ihn nur oft dunkel und ungenießbar macht, sowie im nächsten Augenblick den guten Eindruck verwischt, den er im Augenblick zuvor mitgetheilt. Diese Bizarrerie, welche jetzt bei ihm zur ständigen Manier geworden ist, hat besonders einen unvortheilhaften Eindruck auf seine dramatische Schriftstellerei ausgeübt, indem seine Figuren, welche sich inzwischen mit ungleich mehr Leben bewegen, als bei fast allen andern schwedischen Dramatikern der Fall ist, und dazu sowohl in Gedanken wie auch in Handlung als scharf markirte Individualitäten hervortreten, gleichwohl mitunter sich so herzlich Almqvistisch ausdrücken, daß es just eine Ueberraschung ist, so den alten Bekannten

von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Ein gleiches Verhältniß zeigt sich nicht selten in den Dialogen seiner Romane. Ich komme inzwischen auf Das zurück, was ich gleich anfangs geäußert, daß bei Almqvist immer Genie vorwaltet, wenn auch nicht in entsprechendem Grade künstlerische Vollendung. Er bietet stets etwas Neues dar; von allen seinen Dramen und Erzählungen gleicht keines dem andern, immer neue Charaktere, neue Anlagen und Situationen! Er hat während der letzten Epoche seiner literarischen Thätigkeit eine wirklich erstaunliche Menge Romane und Novellen geschrieben, davon einige in einem Genre, welches sich sehr der französischen Neuromantik nähert — selbst Victor Hugo oder Soulié würden hier Verschiedenes holen können! — andere in einem mehr bürgerlichen und sogar idyllischen Tone. In der „Mühle Skällnora“ und Anderm hat er mit viel Erfolg das schwedische Volksleben in seinen untersten Schichten behandelt; in „Gabrielle Mimanso“ wirft er sich in die Associationen der pariser Republikaner, in „Tintänara“ bringt er die Ereignisse mit einem heidnischen Wunderkinde mit denen in Gustav's III. eleganter Welt in Verbindung. Unter seinen kleineren Novellen zeichnen sich übrigens „Columbine“, „Die Kapelle“ und „Araminta May“ aus. Seine schönsten Erzeugnisse in gebundener Rede sind zu suchen in dem sogenannten „Imperialoctav“ von „Dornröschens Buch“, welches nicht mit dem andern „Dornröschens Buch“ in einer Reihe

kleinerer Octavbände verwechselt werden darf. Hier kommen die beiden jedes in seiner Art meisterhaften epischen Gedichte vor: „Schems-el-Nihar“ — ein nubisches Märchen von höchst pikantem Colorit — und „Arthurs Jagd“ — eine hochschottische Ballade — ferner: das Trauerspiel „Die Schwanengrotte auf Ipsara“ (Svangrottan pa Ipsarà), die beiden in mehr als einer Beziehung merkwürdigen palästinischen Dramen „Marjam“ und „Isidorus von Tadmor“, nebst mehreren andern von Almqvist's besten Arbeiten. Daneben findet man in genannter Sammlung auch einige seiner allerbizarrsten kleineren Poesien, wie „Des Wolfes Tochter“ (Vargens dotter), „Die Bärin“ (Bjorninnan), „Der Mondgesang“ (Mansangen), sowie verschiedene äußerst seltsame Phantasien über Christi Kreuz, des Lebens Quelle, der Geister Welttanz und mehr dergleichen, zu denen allen er auch selbst eine kaum weniger phantastische Musik gesetzt hat. Es ist jedoch interessant, einen geistreichen Schriftsteller auch in seinen Uebertreibungen und seiner Regellosigkeit zu sehen, und man lasse sich daher die Mühe nicht gereuen, ähnliche Gedichte wie „Der Träume Lied“ (Drömmarnas Sang), „Gottes Krieg“ (Guds Krig) u. dergl. zu studiren. Daß sie originell sind, das weiß der liebe Gott; allein ich glaube, sie sind nur ein wenig zu originell! .....

Dasselbe kann man wohl mit Recht auch von einigen größeren Arbeiten Almqvist's behaupten, welche, wie

z. B. die von Einigen so blindlings gelobte „Amorina“, mir in der That zu ultra-Almqvistisch erscheinen, sowohl in ihrer phantastischen Composition wie Manier, um vor einer ruhigen, unparteiischen und gewissenhaften Kritik bestehen zu können. Almqvist hat sich in diesem Falle dessen schuldig gemacht, was irgendwo im Hamlet „outherod Herod“ genannt wird.

Noch habe ich bisher eine andere Seite von Almqvist's Schriftstellerschaft nicht genannt, wo seine Originalität besonders hervortritt: seinen Humor. Es darf inzwischen um so weniger darauf Bedeutung zu legen vergessen werden, als die schwedische Literatur so wenige humoristische Verfasser aufzuweisen hat. Almqvist ist unleugbar ein Mann mit tiefem humoristischem Fond, was er auf eine glänzende Art bewiesen in „Ormus und Ahriman“, in seinen Betrachtungen über die Hausthiere in der geistreichen Abhandlung „Die Bedeutung der Armuth Schwedens“ (Svenska fattigdomens betydelse), mehrere andere Aufsätze zu geschweigen.

Uebrigens entwickelt Almqvist parallel mit seiner schönwissenschaftlichen eine höchst bedeutende reinwissenschaftliche Wirksamkeit; er ist für Alles zureichend. Ich habe schon seine unzähligen kleineren Abhandlungen in den verschiedenartigsten Fächern genannt, wozu eine Menge Zeitungsartikel über dies und das gehören, die er ordentlich rings um sich herstreut; aber damit ist es noch nicht genug, er schreibt auch Lehrbücher über Mathe-

matik und Arithmetik, Grammatiken, Geschichtswerke, Geographien, und gegenwärtig arbeitet er an einem ausführlichen schwedischen Lexikon. Ich bin weit entfernt zu behaupten, daß diese seine wissenschaftlichen Werke besondere Meisterstücke sind, aber man braucht doch Zeit, sie zusammenzustellen. Und währenddem findet er noch Zeit, dazwischen Reisen zu machen und sich draußen in der Welt sehen zu lassen mit seinem grünen Rocke und rother Halsbinde, ja sogar, um Prozesse zu führen mit Bischöfen und Consistorien! Almqvist hat nämlich durch die energische Art und Weise, mit welcher er in der letzteren Zeit für die liberalen, um nicht zu sagen radikal demokratischen und revolutionären Ideen fast aller Jahrhunderte aufgetreten, schon seit lange bei den hohen Obrigkeiten großes Mißvergnügen erregt, und das Consistorium zu Upsala war ihm besonders gram wegen seines verdächtigen Neologismus in priesterlicher Hinsicht. Almquist hat jedoch in seiner Antwort vor dem geistlichen Tribunale genugsam bewiesen, daß man ihn nicht auf dem Zweige fängt, auf den man ihn setzt, und der Herr Patriarch Wingard hätte vielleicht am klügsten gethan, den Löwen nie zu reizen.

Herr Almqvist lebt jetzt als Literat meistens in Stockholm. Er hat übrigens sein Lebtag schon eine Menge Steckenpferde gehabt; eine Zeit lang, da er für den sogenannten Manheimsbund schwärmte, wohnte er in Wermlands Urwäldern in einer einfachen Lehmhütte,

ging in grobes Tuch gekleidet, aß Grütze mit hölzernen Löffeln und wollte den alten „Odalbonde“ (so nannte man früher die freien Bauern) spielen, allein er bekam es bald genug satt und wurde Rector an einer Schule in Stockholm, nahm später seine Entlassung und wurde Geistlicher, um bei Gelegenheit ein Pastorat bekommen zu können, womit es jedoch wenigstens bis jetzt ziemlich trübselig aussieht. Er ist und bleibt indessen immer eine unserer ersten literarischen Persönlichkeiten, und vielleicht hat er noch eine ganz glänzende Zukunft vor sich; denn „tempora mutantur.“

Bevor ich die eigentlichen Nachklangspoeten verlasse, habe ich noch Fahlkrantz zu nennen, der jetzt ein angesehener und sehr heiliger Professor der Theologie in Upsala ist, jedoch vor einigen zwanzig Jahren, da er noch nicht so heilig war, ein Phantasiestück schrieb, betitelt „Noah's Arche“, dem man immer einen hohen Grad von Witz und Humor zuerkennen muß, auch wenn man nicht geneigt sein sollte, all das übermäßig „Tiefe, Symbolische und Philosophische“ herauszufühlen, was einige seiner guten Freunde darin finden wollten. Fahlkrantz ist übrigens allgemein in ganz Schweden bekannt wegen seines ungewöhnlichen Talents im Erfinden von Wortspielen und Bonmots; er übertrifft hierin fast Tegnér und hat es sich fast zur Gewohnheit gemacht, nicht den Mund zu öffnen, ohne ein Calembourg zu machen. Er betrachtet den Tag als verloren, an dem er

nicht wenigstens ein halbes Hundert — natürlich mehr oder minder gelungene — Witze producirt; er würde in Berlin ein großer Mann, ein wahrer Eckensteher-König werden. Es ist indeß unbestritten, daß sein Witz etwas tiefer liegt, als im bloßen Wortspiele. „Die Arche Noah's“ giebt, wie schon bemerkt, viele Beweise davon; ich erinnere mich eben auch einer kleinen speciellen Anekdote, die wirklich zu prächtig ist und um so mehr hier angeführt zu werden verdient, da sie mit nur ein paar Worten auf einmal Fahlkrantz als Humoristen und eine andere poetische Notabilität, Atterbom, als Phosphoristen charakterisirt. Fahlkrantz wollte eines Tages Letzterem einen Besuch machen, fand ihn aber nicht zu Hause. Als er das Zimmer verlassen wollte, bemerkte er auf dem Pulte des Dichters ein Papier mit einem angefangenen Gedichte: es waren nur zwei Zeilen, welche in dem wohlbekannten phosphoristischen Style beschrieben, wie die Sonne einen Fluß in ein „Feuermeer“ verwandelte. Sie hießen:

„Die Sonnenstrahlen brannten und schufen
Aus dem Fluß einen Feuerpfühl —“

Fahlkrantz nahm die Feder und schrieb weiter:

„Und die Fische schwitzen und rufen:
Potz tausend, wie wird's hier so schwül!“

Mit Dahlgren, welcher vor einigen Jahren in Stockholm starb, betreten wir die Schwelle der neuesten Literatur. Dahlgren hatte eine unglaubliche Menge Sachen

geschrieben, theils Poesien, theils Novellen, die er in einer Reihe von Jahren dem Publikum in Gestalt von Weihnachtskalendern bald unter diesem, bald unter jenem Namen präsentirte. Er war ein genialer Dichter und hauptsächlich originell im muntern, spielenden und ausgelassenen Tone. Es ist unleugbar etwas von Bellmann in seinen bacchantischen Gesängen, und wie dieser große Meister malte auch er mit holländischem Pinsel. Der Charakter seiner Lyrik im Allgemeinen ist übrigens eine sprudelnde Schalkhaftigkeit, ein unerschöpflicher Reichthum an witzigen Einfällen, und eine gewisse Vertraulichkeit, die bisweilen an eine gelinde Unverschämtheit grenzt, aber in anderen Augenblicken wieder mit reizender Anmuth sich paart, was bei den meisten seiner Gedichte von mehr idyllischer oder erotischer Natur der Fall ist. Man wird schwerlich etwas mehr Naivpoetisches finden können, als z. B. sein Gedicht „Zephyr und das Mädchen“ (Zefyr och flickan), welches durchaus äußerst ätherisch gehalten ist und zugleich Einem gleichsam mit munteren, schelmischen Augen entgegenblinzelt. In andern Gedichten Dahlgren's nimmt diese Munterkeit einen mehr satirischen Charakter an, wovon unter Anderm eine herrliche Probe das Gedicht: „Der Liebe Schlingen“ (Kärlekens snaror) ist, in welchem ein guter Freund einen andern zu überreden sucht, sich zu verlieben, jedoch durch alle seine Lobpreisungen der Schönheit, Herzensgüte u. s. w. seiner künftigen Geliebten nicht zum er-

wünschten Ziele kommt, bis er endlich sagt, daß dieselbe auch Geld hat.

Dahlgren liebte ungemein die Natur, allein er faßte ihre Erscheinungen meistentheils humoristisch, oft sogar ziemlich burlesk auf, und seine Landschaftsschilderungen sind in dieser Beziehung von besonders bezeichnender Originalität. Dies burleske Element tritt in noch höherem Grade überall auch in seinen Novellen hervor; allein unser Dichter hatte auch seine elegischen Augenblicke, wo er mit rein lyrischem Gefühle die Natur, die Blumen und die Lerchen besang, und man braucht nicht weiter zu gehen, als zu seinem herrlichen Studentenliede:

> Frühling ist da; blau strahlt der Himmel!
> Laubbekränzt steh'n die Bäume umher!
> Auf den Wiesen, im Blumengewimmel
> Wiegt sich der Elfen luftiges Heer!

ein Lied, welches jeden letzten April im Chor unter freiem Himmel und mit geschwenkten Mützen zu singen, den Studenten von Upsala fast zur Religion geworden ist; man braucht nicht weiter zu gehen, sage ich, um sich zu überzeugen, daß diese Dichternatur mit all ihrem Scherze, ja ihrer Buffonerie, gleichwohl auch einer höheren, mitunter sogar dithyrambischen Stimmung fähig war.

Uebrigens hat man Dahlgren als eine Art Arabeskenmaler in der Poesie charakterisiren wollen und hat zwischen ihm und Bellman den Unterschied aufgestellt, daß der Letztere seine Anschauungen mehr zu abgeschlossenen

und genau durchgeführten Genrebildern concentrirte, wogegen Dahlgren selten sich so fest an etwas Gewisses halten konnte, sondern lieber nur skizzirte, um dafür mit flüchtiger Künstlerhand in allerlei Verzierungen zur Einfassung des Gemäldes auszuschweifen, welche Einfassung dafür ein wirkliches Kunstwerk für sich wäre. Es liegt viel Treffendes in dieser Unterscheidung. Dahlgren hat uns zwar wirklich mehrere kleine flamländisch ausgearbeitete Cabinetsstücke hinterlassen, deren sich Bellman nicht zu schämen gebraucht hätte, aber im Allgemeinen gleicht doch sein Genre jenen französischen Lithographien, wo der Kern nur aus einer kleinen Miniaturgruppe mitten auf dem Papiere besteht, und von einer Einfassung in Folio umgeben ist, wo unzählige kleine Nebenfiguren mit freundlichen Gesichtern oder bizarren Masken überall aus Blumen und Blättern hervorgucken. Der Rahmen ist also bei ihm oft die eigentliche Hauptsache, und das kleine Gemälde darin scheint nur entstanden zu sein als Vorwand zu dieser erstern. Kein anderer von unsern Schriftstellern hat inzwischen in dieser Art einen so unerschöpflichen Reichthum blühender Phantasie und froher Laune zu entwickeln gewußt, wie Dahlgren. Was hier eigentlich nur von seinen Gedichten gesagt ist, gilt jedoch auch von seinen Novellen. Sie entbehren im Allgemeinen der Erfindung und bilden selten ein rechtes Ganze, aber auch hier sind die Details, welche die Handlung einfassen, oft wirkliche Meisterstücke; denn Dahlgren besaß ein

gutes Auge, besonders für das Komische bei den Typen des Alltagslebens, und gab dies in flüchtigen und mit freier Hand hingeworfenen Zügen mit vielem Talente wieder. Gegen das Ende seines Lebens verfiel er leider auf eine ziemlich unglückliche, nachlässige und geistesarme Manier, und er hätte ohne Zweifel besser gethan, um seiner literarischen Ehre willen, wenn er die Lyra einige Jahre früher niedergelegt hätte. Seine Betheiligung am phosphoristischen Streite durch die Mitarbeiterschaft an „Markall's schlaflosen Nächten“ habe ich schon erwähnt, als von der Neuen Schule die Rede war.

Ich komme nun im nächsten Abschnitte zu den Bellestristen der neuesten und allerneuesten Zeit; hierher gehört unter Anderm unsere ganze romanschreibende Frauenzimmerschule, hierher gehört Runeberg, hierher Mellin, hierher der muntere Wilhelm von Braun.

Vierter Abschnitt.

Wir näherten uns im letzten Abschnitte der neuesten Epoche in der schwedischen Schönliteratur, ja wir befanden uns mit den letzten der Nachklangspoeten ganz unvermerkt mitten unter ihnen. Diese Epoche wird am besten charakterisirt durch die Benennung: die romandichtende.

Der Roman, welcher nun in der ganzen literarischen Welt einen so außerordentlichen Vorsprung vor fast allen andern Gattungen der schönen Literatur gewonnen hat, faßte auch in Schweden während der letzten zehn Jahre auf eine wirklich überraschende Weise Wurzel. Es gab eine Periode, da der ehrenwerthe Lafontaine fast ausschließlich herrschte im Romanfache unserer Leihbibliotheken, da „Victor oder das Kind des Waldes" das Entzücken aller unserer Damen war; und „Das unterirdische Gruftgewölbe" kostete damals mehr Thränen und Lichtstümpfe, als ein Mensch zählen kann. Aber das hat sich sehr verändert. Lafontaine ist längst bei uns eine

vergessene Größe geworden, der man einen Platz anweist in alten Antiquitäten- und Curiositätenkabineten zwischen einem chinesischen Sonnenschirm und ein paar Rippen von einem antediluvianischen Wunderthiere. Lafontaine! oh, was ist Lafontaine?.... Nein, jetzt haben wir etwas ganz Anderes!

Ich habe bei einer früheren Gelegenheit Palmblad's Novellen genannt; sie waren fast die ersten Versuche im einheimischen Roman, und sie waren gar nicht schlecht. Ungefähr gleichzeitig mit Palmblad trat Cederborgh mit einigen kleineren komischen Romanen auf, wie „Ottar Tralling", „Uno von Trasenberg", „Jean Jacques Pancraca von Himmel und Erde", welche zu ihrer Zeit ein fast pyramidalisches Glück machten; und man muß gestehen, daß diese Erzählungen Cederborgh's in ihrer Art wirklich verdienen, wieder hervorgezogen und ausgezeichnet zu werden unter der Legion von Novellen, welche seitdem unsere Literatur überschwemmt. Cederborgh hatte eine muntere Laune und eine geschickte Hand, kleine Situationen und muntere Genrebilder zu zeichnen; seine Erzählungen besitzen daher immer ein gewisses Interesse, wenn man auch mit Fug sagen kann, daß die Handlung in ihnen selten mehr als ziemlich alltäglich ist, und daß die Charakterschilderung im Allgemeinen sich mehr an die Oberfläche hält, anstatt daß sie einige feinere Züge aus dem Innern der menschlichen Natur darböte. Er wählte nie andre als nationale Stoffe, und in seinen

Scenerien und Figuren war immer etwas, das ganz Schweden wieder erkannte. Hätte Cederborgh mit vollkommen künstlerischem Eifer sich auf's Romanschreiben geworfen — er bekannte selbst, daß er nur eine Art literarischer Dilettant sei — so würde er ohne Zweifel ein ausgezeichneter Schriftsteller in diesem Fache geworden sein. Er starb vor nicht gar langer Zeit in einer der Provinzen, wo er ein Eisenwerk besaß, nachdem er kurz zuvor auf mehrfache wiederholte Ermunterungen hin in zwei Bänden unter dem gemeinschaftlichen Titel „Jugendzeitvertreib" (Ungdoms Tidsfördrif) seine Erzählungen und andere launige Aufsätze, welche lange im Buchhandel eine Seltenheit gewesen, auf's Neue herausgegeben.

Claes Livyn, derselbe, welcher Dahlgren bei Abfassung des zweiten Theils von „Markalls schlaflosen Nächten" half, schrieb auch selbständig einige Novellen, von denen „Spader-Dame" am berühmtesten geworden. Livyn war ein Mann von Geist, Humor, beißendem Witze und großartiger, doch vielleicht etwas zu wilder Phantasie; seine Arbeiten sind indessen mehr als geniale Skizzen, wie als vollendete, durchdachte Erzeugnisse zu betrachten. Er zog sich zeitig aus der literarischen Welt in das Beamtenleben zurück und starb im Herbst 1844 zu Stockholm als Generaldirector der Gefängnisse des Reichs.

Der erste Anfang zu einem historischen Roman à la

Walter Scott auf schwedischem Boden wurde von Gumälius in „Bauer Thord" (Thord Bonde) gemacht, eine Arbeit, die jedoch nie beendigt wurde. Sie versprach etwas recht Gutes und Untadelhaftes, und man muß ihr billig Gerechtigkeit wiederfahren lassen; doch ist noch ein großer Unterschied zwischen ihr und einem Meisterstücke, wozu Mancher in seinem ersten Entzücken dies Werk erheben wollte. Der Verfasser, nunmehr Landgeistlicher in Nerike, hat inzwischen später seine Hand von Walter Scott abgezogen und dafür als Botaniker und Gärtner ex professo seinen Sinn nach Floras lieblichen Kindern gewendet, welche uns den Schluß des Romans entrissen. Herr Gumälius hat uns als Ersatz dafür einige schöne exotische Gewächse und ein paar neue Kohlarten gegeben.

Gumälius' Beispiel folgte Graf Peter Sparre, welcher ein paar historische Romane — nicht blos mit einem Anfang, sondern auch mit einem Ende — herausgab: „Der letzte Freisegler" (Den sista Friseglarn) und „Adolf Findling." Graf Sparre scheint gerade kein Uebermaß von Poesie zu besitzen, allein seine Erzählungen haben Verdienst durch Erfindung und Intrigue, so wie auch durch historisches Studium. Von den genannten zwei Romanen dürfte „Der Freisegler" den Vorzug verdienen; er spielt in der Zeit vor Karl's IX. und Sigismund's Streiten, und bietet mehrere unterhaltende Schilderungen und pikante Abenteuer dar, worin das ganze

Kostüm der Zeit im Ganzen genommen mit vieler Wahrheit und Anschaulichkeit wiedergegeben ist.

Ein anderer, noch nicht bestimmt erkannter Schriftsteller mit der Signatur O. K. trat gleichzeitig mit Sparre und ungefähr in demselben Genre auf. Sein Roman „Die Freibeuter" (Snapphanarne) ist zwar nicht mit gleicher historischer Einsicht und Haltung ausgeführt, aber dennoch, abgesehen vom historischen Anspruche, ein interessantes und gar nicht übel geschriebenes Buch. „Der letzte Abend auf der Ostburg" (Den sista aftonen pa Östanborg) von demselben O. K. ist dagegen eine ziemlich ermüdende Erzählung, deren zerstreute verdienstvollere Seiten nicht hinreichen, den Leser bei guter Laune zu erhalten.

In derselben Weise wie dieser Letztere ist G. H. Mellin als Novellist aufgetreten; „Die Blume auf dem Kinnekulle" (Blomman pa Kinnekulle), „Anna Reibnitz", „Sivard Kruse's Hochzeit" (Sivard Kruses bröllop) nebst andern vaterländisch-historischen Novellen wurden mit großem und allgemeinen Beifalle aufgenommen. Herr Mellin hat ein eigenthümliches Talent gerade für solche kleine Erzählungen im Taschenformate, wo es weniger eines tiefliegenden Planes und durchgeführter Charaktere, als einer malerisch hingestellten Episode und einiger gleichsam im Vorbeigehen skizzirten Portraits bedarf. Herr Mellin hat später diese seine kleine schwedisch-

historische Novelle fast ganz aufgegeben und dafür eine Menge anderer Erzählungen geschrieben, welche im Osten und Westen, bald in Palästina, bald in Afrika, bald in Portugal spielen. Man erkennt überall eine geschickte Hand und eine leichte Darstellungsweise, aber es steht doch in Frage, ob diese seine letzteren Productionen sich im Allgemeinen mit seinen ersten Novellen messen können. Es fehlt ihnen vor Allem die nöthige Ganzheit, und es steht oft aus, als wenn der Verfasser angefangen hätte, ohne sich recht bedacht zu haben, wie und auf welche Art er schließen solle. Mellin hat übrigens außer seinen Novellen, deren er dem Publikum alle Weihnachten wenigstens eine geboten, eine Menge anderer Werke verfaßt, sowohl wissenschaftliche, als auch ästhetische, unter andern eine „Schwedische Geschichte für Frauenzimmer" (Svensk historia för fruentimmer), welche eine sowohl gewissenhafte, als auch für ihren speziellen Zweck sehr gelungen ausgeführte Arbeit ist. Seine poetischen Versuche sind noch nicht gesammelt erschienen; viele von ihnen, theils lyrische Gedichte, theils Romanzen, würden inzwischen wohl verdienen, der Vergessenheit entrissen zu werden, der sie sonst natürlicherweise mit den Tageskalendern anheimfallen, in denen sie meistens zerstreut sind; sie können wenigstens vollkommen als ebenso gut betrachtet werden, wie die Menge von „Gesammelten Gedichten", die in der letzten Zeit das Licht des Tages erblickt in meinem sangreichen lieben

Vaterlande. Mellin lebt in Stockholm als ein wenig Pfarrer und sehr viel Literat.

Almqvist's viele Romane habe ich schon bei der Uebersicht der Nachklangspoeten erwähnt. Aber gleichwohl ist er nicht der Schriftsteller Schwedens, von dem man eigentlich sagen kann, er habe es in der Romanschriftstellerei zur größten Ausdehnung und Popularität gebracht. Diese Ehre kommt nicht einmal einem Schriftsteller zu, sondern zwei Schriftstellerinnen.

Fräulein Fredrika Bremer ist wohl kaum weniger auf dem ganzen Erdkreise bekannt, als es seiner Zeit Linné war, und ich werde mich daher nicht besonders weitläufig über ihre literarischen Verdienste oder Fehler ausbreiten, die der Leser wohl ebenso gut kennt, als ich. In einer Hinsicht ist ihr Schweden zu unwillkürlicher Dankbarkeit verbunden; sie ist es nämlich, welche in der That am meisten unter allen unsern Schriftstellern der schwedischen Literatur das Vorrecht erwerben half, an der literarischen Weltbewegung Theil zu nehmen. Seitdem kein Gustav Adolf oder Karl XII. Europa hin und wieder daran erinnert, daß droben am Polarkreise ein Land ist, wo es noch etwas Anderes als Eisbären und Kobolde giebt, ist es glücklicherweise einigen literarischen Größen gelungen, statt ihrer etwas in der Sache zu thun. Man kann in keinem andern Sinne mehr sagen:

„Wie scharf der Stahl der Schweden,
Komm, laß es prüfen uns!“

als in Beziehung auf unsere — Stahlfedern; aber in diesem Sinne können wir es auch bald mit allem möglichen Stolze und aller Zuversicht im Chorus singen. Zuerst kam Tegnér, dessen Triumphwagen von Stadt zu Stadt ziehen zu dürfen, die deutschen Uebersetzer und Verleger sich zur Ehre anrechneten; Tegnér kann als ein Gustav II. der Poesie betrachtet werden, er eroberte ganz Deutschland. Nach ihm trat die literarische Schildjungfrau Friederike Bremer auf; sie ist — mit Verlaub gesagt!. — unser Karl XII. in der schönen Literatur; sie ist es, die zuerst in vollem Ernste unsern Schöngeistern zugerufen:

„Vorwärts, ihr Jungen blau!“

und sie hat sich sogar, ich meine ihre Sang- und Romangöttin, viel weiter auf Abenteuer begeben, als je eine frühere Notabilität in unserer ganzen Literatur. Ich weiß zwar nicht genau, ob sie schon, wie der wirkliche zwölfte Karl, in die Türkei gekommen, aber was ich gewiß weiß, ist, daß sie in einer französischen Revue vor Kurzem mit der vollkommensten pariser Galanterie besprochen wurde — und daß sie besprochen wird in Paris! — als „une jeune fille, qui écrit aux bords de la baltique“, daß sie durch ihre Geistesverwandte, die holde Quäkerin Mary Howitt, in England eingeführt wurde, und daß sie sogar mit dem Dampfschiffe über den Ocean gesegelt und Amerika eingenommen, was Karl XII. nicht zu Wege gebracht.

Ein Paar andere Damen sind Fräulein Bremer nachgefolgt. Es sind alte Bekannte, Frau Emilie Carlén und Baronesse Knorring. Man hat sie überall mit der zuvorkommendsten Artigkeit aufgenommen, die unter civilisirten Menschen immer dem zarten Geschlechte zukommt. Man kann also sagen, daß unsere Literatur eigentlich auf Frauenzimmerwegen sich zu Ansehen und Anerkennung bei dem Auslande emporgearbeitet hat; es ist dies übrigens immer ein guter Weg.

Fragt man mich nun um meine Meinung, inwiefern Fräulein Bremer wirklich diese ungeheure Berühmtheit verdient, so möchte ich am liebsten allerlei Umwege machen, um einer Antwort, wenigstens einer gewissenhaften, auszuweichen. Ich glaube, daß Fräulein Bremer mehrere ausgezeichnete Sachen geschrieben hat, und daß in allen ihren Werken viele wirklich vortreffliche Blätter zu finden sind; besonders in ihren ersten Erzählungen findet sich so viel Naivetät und Anmuth, so viel Liebenswürdiges aus den Idyllen des Alltagslebens, so viel harmloser und unschuldiger Scherz, selbst über die „petites misères" des Alltagslebens. Soweit ist sie ohne allen Zweifel sehr gut. Aber Fräulein Bremer war nicht mit sich selbst zufrieden, da doch Alle mit ihr zufrieden waren; sie wollte etwas Höheres, etwas Säcularisches, etwas Eingreifendes, sie wollte zugleich Friederike Bremer, Madame de Staël und etwas von Georges Sand sein, sie wollte der Welt zeigen, daß auch sie sich in die

großen Fragen mischen, daß auch sie philosophiren, daß auch sie, wie es heißt, „die Räthsel des Lebens lösen" könne. Dies war damals, als sie mit einem Hochmuthe ohne Gleichen öffentlich gegen Strauß auftrat, als sie diese Romane im „höheren Style" begann, worin sie Ansprüche zu machen scheint, als eine Verbessererin und Retterin der ganzen Welt aufzutreten, indem sie Buße und Besserung predigt und des Paradieses siebenfache Freuden allen Denen verspricht, welche glauben und vertrauen auf den moralischen Roman in drei Bänden (Maschinenpapier und neue Lettern!), als sie die Weinerlichkeit in ein System brachte — diese Weinerlichkeit, welche früher nur in aller Stille hier und da in ihren Arbeiten einen verstohlenen Seufzer hervorgestoßen! — dies war damals, als sie, die einnehmende Genremalerin mit den milden, doch darum nicht matten Farben, in erstaunlicher Eile sich in eine düstere und vor Allem sauertöpfische Klostergouvernante verwandelte, und ihre Poesie, die früher ein blondlockiges Mädchen mit frischen Rosen auf den Wangen gewesen, in einen blassen Kränkling mit welken Lippen und halbzerdrückten Thränen in den Augenwimpern ausartete. Ich für meinen Theil — wenn ich nun endlich bekennen soll, was ich von der Sache halte — glaube wirklich nicht, daß Fräulein Bremer durch diese ihre Verwandlung in ästhetischer oder poetischer Hinsicht gewonnen hat; aber ich will gern zugeben, daß sie doch im Ganzen genommen vielleicht

gerade dadurch eine Popularität errungen, die ihr sonst nie zu Theil geworden wäre. Die Sache ist nämlich die, daß man im Allgemeinen die Arbeiten des Fräulein Bremer nicht länger mehr so recht und schlecht als Erzählungen liest, sondern als christliche Erbauungsbücher, als gottselige Predigten in einer neuen und einschmeichelnden Form. Aus diesem Gesichtspunkte kann ich auch unmöglich die frommen Novellen der Fräulein Bremer verkennen, die Welt braucht vielleicht solche; das Christenthum wirft sich hier, um der philosophischen Kritik zu entschlüpfen, in die Arme des Romans. Die Schriftstellerei der Fräulein Bremer ist auch hierin kein einzelnes Phänomen.

Friederike Bremer, „la jeune fille suédoise“, welche, unter uns gesagt, schon eine Dame in den Vierzigern ist, hält sich meistens auf ihrem schönen Landgute ein paar Meilen von Stockholm auf. Hier war es, wo die bekannte deutsche Schriftstellerin Ida Hahn-Hahn sie vor einigen Jahren besuchte und sich in ihr schwarzes Seidenkleid verliebte.

Eine andere Schriftstellerin, deren Charakter dem der Fräulein Bremer ziemlich unähnlich, ist die Freiin Knorring, von deren Hand das Publikum seit ungefähr zehn Jahren so manche angenehme Geschenke, wie „Die Cousinen“ (Kusinerna), „Axel“, „Standesparallelen“ (Standsparalleler), „Die Frauen“ (Qvinnorna), „Die Freunde“ (Vännerna), „Die Täuschungen“

(Illusionerna), nebst andern erhalten hat. In allen diesen Romanen erkennt man die geistreiche Dame, die das Leben der Welt nicht blos mit angesehen, sondern es selbst gelebt hat. Man findet zwar auch bei der Freiin Knorring viel von dieser „interessanten Hektik“, die bei den schreibenden Damen der Gegenwart ein „sine qua nil“ auszumachen scheint, aber bei ihr tritt daneben zum Gegensatze von dem elegischen Pietismus des Fräulein Bremer eine unverstellte Weltlichkeit hervor, nebst einer gewissen Vorurtheilslosigkeit, die wohl nicht gerade darauf rechnen kann, bei den Bibelgesellschaften gut angeschrieben zu sein, aber wenigstens immer das Gute hat, ein wenig Leben und Aufgewecktheit in das Ganze zu bringen. Der große Fehler der Freiin Knorring — ein großer Fehler besonders deshalb, weil er von Einseitigkeit zeugt — ist, daß sie fast in Allem, was sie schreibt, zu viel Aristokratie an den Tag legt. Es kann recht gut sein, mitunter seine Bilder aus der „haute volée“ zu nehmen, auch sie ist eine Welt, die für ein poetisches Auge nicht der Poesie entbehrt, und es wäre ohne Zweifel ungerecht, den sogenannten „fashionablen Roman“ nur deshalb aus der Literatur verbannen zu wollen, weil er etwas nach Moschus duftet. Aber Aristokratie vom Morgen bis zum Abend, Excellenzen in jeder Ecke, und Moschus nicht blos in den Salons, sondern auch in der Küche und im Stalle, das ist doch auf die Dauer etwas zu viel. Freifrau Knorring scheint in ihren

Romanen nicht leicht Jemand als Helden dulden zu wollen, der nicht mindestens den Rang eines Obersten hat oder in seinem Geschlechtsregister nicht wenigstens zehn „von“ aufweisen kann. Außerdem muß er auch nothwendigerweise, so viel man fürs Haus braucht, französisch sprechen und einen Eiersalat mit der Gabel allein zu sich nehmen können. In „Der Häusler“ (Torparen) hat unsere Freiin gleichwohl eine Ausnahme von der Regel gemacht, die ich bemerken muß. Was ihren letzten Roman „Die Hoffnungen“ (Förhoppningarna) betrifft, muß ich gleichfalls der Billigkeit wegen gestehen, daß derselbe ein herzlich trauriges Produkt ist, was man jedoch zum nicht geringen Theile dem Umstande zuschreiben muß, daß die Verfasserin leider seit mehreren Jahren an einer zehrenden Krankheit leidet, die mitunter sogar schon mit dem Schlimmsten gedroht hat. Es ist nicht selten der Fall, daß die Seele den Körper aufhält, und es steht fast aus, als wäre das Romanschreiben der Frau Knorring Hauskur. Wenn man von ihr gehört, sie sei am gefährlichsten krank, hat man oft ein neues Buch von ihr erhalten. Das kann ja auch leicht sein! Wenn man, wie sie, in einer einförmigen Provinzstadt sitzt — der Baronesse Gemahl ist ein hoher Offizier bei einem Infanterieregimente in Westgothland — wenn man dort sitzt, leidend und schwindsüchtig, vielleicht einen heimlichen Seufzer unterdrückend bei der Erinnerung an die entschwundenen frohen Tage, da sie

noch in der Jugend stand, wo man gern tanzt und sich uniformirte Artigkeiten sagen läßt..... wenn man dort sitzt, sage ich, so manche Stunde ganz mit sich selbst allein, da ist es ja natürlich, daß man endlich der Aeskulape und Panaceen müde wird, da kann es ja sogar eine wirkliche körperliche Erquickung sein, zur Feder zu greifen. Die Sage berichtet von Freja, daß, wenn sie traurig war und weinte, ihre Thränen zu Gold wurden; wer wollte gleichwohl nicht das liebe Gold entbehren, um die gute Göttin froh zu sehen! und so gern wir auch interessante Romane von einem geistreichen Frauenzimmer lesen, wie gern wollten wir nicht gleichwohl einen Theil dieses Vergnügens aufopfern, um dafür die liebenswürdige Verfasserin vollkommen gesund zu wissen!

Frau Emilie Flygare Carlén ist die dritte von den Dreien, und zugleich die fruchtbarste von ihnen. Seitdem vor ungefähr zehn Jahren ihr „Waldemar Klein“ herauskam, hat sie fast alle Jahre fünf bis sechs Bände geschrieben, und so haben wir nacheinander erhalten: „Der Repräsentant“ (Representanten), „Gustav Lindorm“, „Der Professor und seine Schützlinge“ (Professorn och hans skyddslingar), „Die Milchbrüder“ (Fosterbröderna), „Die Kirchweihe“ (Kyrkoinvigningen), „Die Rose auf Tistelö“ (Rosen pa Tistelön), „Der Skjutsjunge“ (Skjutsgossen), „Paul Wärning“ (Pal Värning), „Kämmerer Laßmann“, „Das Fideicommiß“, „Die Dachstübchen“ (Vindskuporna), „Die

Braut auf dem Omberg" (Bruden pa Ombjerg), „Der Einsiedler auf der Johannisklippe" (Enslingen pa Johannisskäret), „Eine Nacht am Bullarsee" (En natt vid Bullarsjön) u. s. w. Es ist wahr, daß die Zahl dieser Bände nicht so groß wäre, wenn die Verfasserin nicht unerschöpflich wäre in der Kunst, etwas in die Länge zu ziehen, sich in Details auszubreiten, was bei ihr nicht selten in denselben Fehler ausartet, dessen sich die flamländische Malerschule bisweilen schuldig gemacht, nämlich aus dem Poetischen geradezu in die plattesten prosaischen Einzelheiten zu fallen. Aber Frau Carlén besitzt, um dem Einflusse dieses langsam hinzehrenden Giftes entgegenzuwirken, viel Erfindungsgabe, weit mehr als Fräulein Bremer und die Freiin Knorring, sie versteht es so gut, Geschichten ineinander zu flechten, ein Abenteuer zu verwickeln und wieder den Knoten zu lösen, und auch sie besitzt viel von dieser feinen Beobachtungsgabe für Alles, was sich zunächst um uns bewegt im täglichen Leben, welche wirklich in hohem Grade Frauenzimmern eigen ist. Dieses im Verein mit dem Pikanten in der Neuheit der Gemälde aus dem Leben der niedern Klassen, der Armen, namentlich der Bewohner der bohusländer Scheeren, die sie so gern zeichnet, bewirkt, daß ihre Romane nicht blos im Allgemeinen sich lesen lassen, sondern daß sie auch interessiren, ungeachtet des Langgezogenen, Alltäglichen und zu sehr in's Einzelne Ausgemalten, was man darin finden mag. Daß ihre Charaktere überhaupt

genommen nicht mit tieferem psychologischen Blicke aufgefaßt sind, ist ein Fehler, den sie mit den meisten neuern Roman-Vielschreibern gemein hat, allein sie zeichnet dieselben gleichwohl nicht übel, sowie sie dieselben einmal für sich aufgefaßt. Uebrigens brauche ich wohl nicht zu sagen, daß ihre Helden und Heldinnen sich mitunter ein Bischen die Schwindsucht an den Hals lieben, aber in Wirklichkeit scheinen sie doch eine bessere Brust zu besitzen, als die Persönlichkeiten der beiden andern Damen, und wenn ich nicht irre, kommt wirklich irgendwo bei Frau Carlén ein Liebhaber vor, welcher ohne isländisch Moos und Carraghenkaramellen glücklich die Probe besteht.

Frau Carlén lebt in Stockholm ein häusliches und anspruchsloses Leben, gerade wie ein anderes gewöhnlich nicht schriftstellerndes Menschenkind, bald einige Blätter von einem Romane niederschreibend, bald in idyllischer Häuslichkeit mit derselben Hand thätig, die kurz zuvor einen armen Schiffer unbarmherzig auf die Riffe und Klippen der bohusländer Scheeren hinausgetrieben, oder in einem andern Bande den süßen Bund zweier Liebenden zerrissen. Ihr Mann, ein junger Jurist nicht ohne Verdienst in seinem Fache, hat ebenfalls ein Heft Poesien unter dem Titel „Stycken pa vers“ herausgegeben, von denen mehrere viel Talent verrathen.

Hiermit muß ich mich aus dem beneidenswerthen Kreise dieser reizenden Damen losreißen und wieder zu den Novellisten aus dem „andern Geschlechte“ zurück-

kehren, wie eine alte Tante in Irving's „Alhambra“ sich auszudrücken pflegt. Vor Allem habe ich hier Doctor Wetterbergh zu nennen, der sich pseudonym Onkel Adam nennt. Seine Skizzen und „Genrebilder“ (Genremalningar) aus dem Leben des Mittelstandes und der verwahrlosteren Klassen der Gesellschaft sind wirklich kleine interessante „Mystères“, mehr oder minder à la Eugen Sue. Wetterbergh besitzt wirklich ein recht bemerkenswerthes Talent für diese Art Schriftstellerei, er hat ein gutes Auge, eine bedeutende Portion Witz und eine gut geschnittene Feder mit dazu gehöriger fließender Dinte. Mehrere Feuilletons gemischter Art, welche er früher unter verschiedenen Pseudonymen für das „Abendblatt“ (Aftonbladet) geliefert, hat er später unter dem Titel „Die vier Signaturen“ (De fyra signaturer) in einem Bande gesammelt. Unter seinen Genrebildern sind noch besonders hervorzuheben: „Die Gouvernante“ (Guvernanten), „Nur zu!“ (Far ga!), „Ein Name“ (Et Namn) u. s. w.

Wegen seiner Tendenzromane „Björn Wolfzahn“ (Björn Ulfstand) und „Des Ansiedlers Hochzeit“ (Nybyggarens Bröllop) verdient Doctor Engström besonders angeführt zu werden. Er hat in diesen seinen Erzählungen mit blühenden Farben, aber übrigens mit vieler Naturwahrheit Charaktere und Bilder aus dem schwedischen Bauernleben gezeichnet, wobei er vor Allem die Absicht gehegt, zu zeigen, welch unglückliche Mißverhält-

nisse bei uns oft noch zwischen dem ärmeren Landmann und den großen Magnaten bestehen in Folge der noch ziemlich feudalen Stellung der Letzteren in der Gesellschaft. Das eigentliche romantische Element spielt wohl in genannten Romanen eine untergeordnete Rolle, allein sie werden dennoch immer ihren Werth behalten in unserer Literatur als Aktenstücke zur Charakteristik der Zeit. Engström hat sich übrigens auch mit Erfolg in der Poesie versucht und unter Anderm ein paar altschwedische Dramen geschrieben.

Karl Kullberg, Kammerjunker und Sohn des Bischofs von Kalmar, hat außer allerlei blumigen Gedichten, da und dort in den poetischen Kalendern zerstreut, auch einige Novellen und längere Erzählungen geschrieben, welche, jede in ihrer Art, nicht ohne Verdienst sind. „Eines jungen Mannes Memoiren" (En ung mans memoirer) ist eine Erzählung in Paul de Kock's Manier; sie verräth zwar im Allgemeinen deutlich genug „des jungen Mannes" ungereiftes Talent, enthält jedoch auch viele witzige Sachen und Partien nicht ohne komische Kraft. Der Roman „Gustav III. und sein Hof" (Gustaf den Tredje och hans Hof) ist wohl in einem zu rednerischen Style abgefaßt, aber er hat dennoch mehrere gelungene Portraits und Schilderungen, welche das Buch im Allgemeinen ganz lesbar machen. „Der Richter" (Domaren) ist ohne alle Frage seine beste Erzählung; sie ist vom Lande hergeholt, ungefähr wie Engström's Romane,

behandelt jedoch einen ganz andern Stoff, und das in einer ganz andern Weise. Diese kleine Novelle dürfte, wenn Alles zusammenkommt, eine der besten in ihrer Art sein, welche unsere allerneueste Literatur hervorgebracht.

Der wegen seiner mehrfachen philosophischen Arbeiten wohlbekannte und geschätzte Finne Snellman, gegenwärtig Rector an einer Schule zu Kuopio, hat in den letzten Jahren durch ein paar belletristische Erzeugnisse in der schwedischen schönen Literatur sich einen Platz errungen, der nicht minder rühmlich ist, als der, den er als Denker schon lange in der Wissenschaft innegehabt. Seine „Vier Heirathen" (Fyra Gistermal) — von denen wir jedoch nicht mehr als ein Paar erhalten — sind, wie er auch selber das Buch nennt, mehr eine Gallerie von Bildern in Terburgischer Manier, als ein ordentlicher Roman mit Einleitung, Intrigue und Auflösung in vorgeschriebener Form. Dies macht, daß manche Leser hier nicht finden, was sie gesucht, und unwillig das Buch wegwerfen. Allein man muß hier in der Welt Alles nach dem beurtheilen, was es zu sein beansprucht, und Herrn Snellman's genanntes Erzeugniß ist wirklich in seiner Art gut. Ich gebe zu, daß die speculative Ader hier vielleicht zu eigensinnig ihr Strombett quer durch die Poesie sich bahnt, und daß es mitunter aussieht, als wollte die ernste Frau Philosophie im flatternden Domino der Kunst nur für einen Augenblick Maskerade spielen;

allein auch ein Bischen Philosophie hin und wieder schadet nicht im Leben, besonders wenn sie so human, so einschmeichelnd und von so guter Manier ist, wie in Herrn Snellman's Buch. Dasselbe ist in der That eigentlich nicht dafür geschrieben, um es im Gallop zu durchfliegen, sondern eher, um in kleinen Portionen gekostet zu werden; man mag aufschlagen, welche Seite man nur will, und man darf gewiß sein, immer etwas geistreich Gedachtes und schön Gesagtes zu finden, bald etwas Humoristisches, bald etwas tief Gefühlvolles, bald eine edle Wahrheit, bald auch eine jener liebenswürdigen Idyllen innerhalb der stillen vier Wände, an denen das Alltagsleben doch vielleicht reicher ist, als man im Allgemeinen unserer verderbten Welt zutraut, und zu deren Schilderung Snellman's von Natur äußerst milde Feder gerade am rechten Platze ist.

Dieselbe überwiegende Hinneigung zum Beschaulichen, die man in Snellman's belletristischen Arbeiten findet, charakterisirt den Roman „Das Herzklopfen auf Dalwik" (Hjertklappningen pa Dalvik) und die unter dem Titel „S. H. T." gesammelten kleineren Skizzen und Aufsätze, welche zwei Bände einen jungen Baron De Geer, einen Sprossen der seit dem siebzehnten Jahrhundert in Schweden blühenden De Geer'schen Familie, zum Verfasser haben. Derselbe ist ein Mann mit einem durchaus nicht unbedeutenden Fond an Genialität, obwohl diese Genialität sehr fragmentarisch ist und sich fast

ausschließlich in lose hingeworfenen Betrachtungen über Alles, was ihm vor die Augen kommt, äußert. Er kann mit vielem Scharfsinn eine Rede halten über die Schale eines Apfels oder die Radspur eines Brauerwagens, und allerlei ähnlicher Scharfsinn ist es eben, was den eigentlichen Inhalt seiner Bücher bildet. „Das Herzklopfen" trägt wohl den Namen Roman und macht auch Ansprüche darauf, es zu sein, ist es jedoch im Grunde nicht mehr, als Snellman's „Vier Heirathen." Der junge Baron schrieb diese seine Sachen als Student und „nouveau debarqué" in der Hauptstadt; später hat jedoch sein lieber Onkel, Schwedens reichster Magnat, etwas Vielversprechendes auf der diplomatischen Laufbahn aus ihm gemacht, und die Romanschriftstellerei wird jetzt wohl zurückstehen müssen; der Herr Baron hat nun viel Wichtigeres zu denken im Interesse des großen europäischen Staatensystems!....

Ein anderer vornehmer junger Schriftsteller ist Albano, im gewöhnlichen Leben Graf und Kammerherr Adlersparre geheißen. Er war vor gar nicht so langer Zeit noch ein ganz guter und schlichter Kammerjunker in Versen und in Prosa, bei welchem kein Mensch auch nur einen Schatten von demagogischer Denkungsart ahnen konnte. Aber eines schönen Tages ging es aus einem andern Tone; der junge Graf und Kammerherr machte, wie Geijer, einen gänzlichen „Abfall" und trat nun plötzlich als erklärter Liberaler auf; worüber man

natürlich bei Hofe nicht wenig erschrak! Er hat seitdem eine Menge kleinerer Novellen herausgegeben, alle mit mehr oder minder offen dargelegten demokratischen Ansichten, wie z. B. „Dante", „Ludwig XV.", „Der Märtyrer" u. s. w. Sie sind indessen durchaus nicht schlecht geschrieben, diese kleinen Novellen, wenn auch gerade keine Meisterstücke in Charakterschilderung und Composition. Albano hat einen angenehmen Styl, der jedoch etwas sorgfältiger sein dürfte, gehört übrigens zu jener Art, die sich gut ausnimmt „mit guter Musik." Er hat auch einen Band „Skizzen und Reiseerinnerungen aus Dänemark" (Skyzzer och Reseminnen fran Danmark) herausgegeben, welche mehreres Güte enthalten, jedoch auch einige bedeutende Mißgriffe, fast zu bedeutend, um bei einem Grafen entschuldigt werden zu können.

Crusenstolpe's Roman „Der Mohr" (Morianen) schweift so sehr in's Gebiet der Memoiren hinüber, daß eine in's Einzelne gehende Besprechung hier eigentlich nicht recht am Platze ist; vielleicht findet sich eine Veranlassung, später darauf zurückzukommen. Crusenstolpe hat auch einige kleinere Erzählungen geschrieben, welche jedoch kein besonderes Glück machten. Sein neuestes Werk ist „Karl Johann und die Schweden." Uebrigens ist es mit Crusenstolpe dasselbe Verhältniß wie mit einem andern bekannten Manne unserer Zeit, nämlich Lindeberg — welcher neben seiner Tagesschriftstellerei fleißig die Poesie und übrige Belletristik bebaut — daß die Bedeutung

seiner belletristischen Schriftstellerthätigkeit sich nun nicht seiner politischen Wirksamkeit zur Seite stellt, und ich glaubte daher berechtigt zu sein, beide genannte Männer nur im Vorbeigehen zu berühren, um sie näher zu beleuchten, wenn ich zur Uebersicht der neueren schwedischen Zeitungsliteratur komme und was mit derselben zusammenhängt.

Ich habe mich bisher bei den Schriftstellern aufgehalten, welche vorzugsweise im Fache des Romans und der Novelle gearbeitet. Was nun die Dichter betrifft, die einzig und allein Dichter sind in der alten eingeschränkten Bedeutung des Wortes, Dichter mit Versmaß und Reim, so hat unsere neueste Literatur beiweitem keine so große Berühmtheiten aufzuweisen. Das Verhältniß ist fast überall dasselbe und wird sich wohl mit der Zeit noch mehr und augenscheinlicher erweitern. Ich habe schon gesagt, der Roman breitet sich auf Kosten der übrigen Fächer der Belletristik aus; das epische Gedicht, so wie es früher aussah, existirt eigentlich gar nicht mehr, die Romanze kaum noch, die Lyrik muß sich an die Genrezeichnung halten oder sich auf die Politik werfen, wenn sie ihr armes Leben fristen will. Ich für meinen Theil glaube durchaus nicht, daß man melancholisch werden muß, weil es so ist; die Poesie lebt in jedem Falle noch und wird auch immerfort noch leben, die Form thut hier wahrhaftig weniger zur Sache, als gar viele achtungswürdige Personen versichern, und da uns nun die Zeit

den Roman gegeben hat für die alten Reime, warum sollen wir nicht damit zufrieden sein? Die Zeit thut nie etwas ohne Absicht. Fühlen wir übrigens Lust in uns, zu singen, so werden wir immer noch einige Töne übrig haben, und so viele Lyren, als die Traube, der Scherz und die Freiheit bedürfen, werden uns hier auf Erden niemals fehlen!....

Unter den wenigen Dichtern von größerer Bedeutung, welche die jüngste schwedische Schönliteratar dennoch aufzuweisen vermag, kommt wohl der erste Platz Runeberg zu, ein Sohn Finnlands gleich Snellman, und wie er, Lehrer an einer finnischen Gelehrtenschule. Damit will ich mich jedoch durchaus nicht mit denen für einverstanden erklären, welche diesen Dichter zu etwas unvergleichlich Großem und fast Säcularischem machen wollen. Runeberg ist ein guter Dichter, allein er ist sicher weder ein Geijer, noch ein Tegnér, noch ein Stagnelius. Die Arbeiten, bei denen er am selbständigsten ist, sind zugleich diejenigen, gegen welche man am meisten einzuwenden hat, und diejenigen hinwiederum, in welchen er von der großen Menge geliebt und bewundert wird, sind solche, bei denen er zum großen Theile blos Nachahmer ist. Seine größeren epischen Gedichte: „Die Elen-Jäger (Elgskyttarne)", „Hanna", „Nadeschda", „König Fjalar", und wie sie alle heißen, enthalten ohne Zweifel ganz poetische Sachen, schöne Schilderungen und originelle Scenerien, allein sie sind mit dem Allen doch

im Ganzen mit einem kleinen Fehler behaftet, der zwar von Manchen in früherer Zeit für „klassisch" gehalten wurde, aber nichtsdestoweniger in großen und unverbesserlichen Mißkredit gekommen. Wage ich, das Wort auszusprechen? Diese Gedichte sind — langweilig. Ja, man kann sich's nicht mehr länger verbergen, sie sind in die Länge herzlich langweilig. Es liegt auch schon in der steifen, gebundenen Form, in welche Runeberg diese seine Erzählungen eingezwängt hat, etwas, das ermüdet und sogar mißmuthig macht. Dies gilt besonders von seinen hexametrischen Gedichten, da dieses Versmaß, man mag sagen, was man will, gewisse mehr oder minder ideale Ansprüche in sich trägt, welche jedoch eine so durchaus Vossische Epik, wie die Herrn Runeberg's, auf keine Weise erfüllt. Die Homerischen Götter und Virgils Hirten sind hier in ziemlich gewöhnliche Alltagsmenschen verwandelt, und diese könnten wahrhaftig sich begnügen, in bescheidener Prosa zu plappern. Aber es ist lustig mit einigen unserer Poeten im langen Style, mit unsern modernen Homeriden im schwarzen Frack und weißer Halsbinde! Sie haben nun einmal sich's in den Kopf gesetzt, daß die versificirte Form, je strenger antik, desto besser, ein erzählendes Gedicht, wenn auch aus dem Alltagsleben genommen, zu etwas Höherem mache, als die Erzählung in gewöhnlicher Novellen- oder Romanfaçon. Als wenn Walter Scott's historische Sittenschilderungen weniger gute Poesie wären, weil sie nicht

in Versen geschrieben sind! als wenn nicht Victor Hugo's „Notre-Dame" auf jeden Fall eine der reizendsten von allen Dichtungen wäre und bleiben würde, welche sämmtliche Literaturen der neuern Zeit aufzuweisen vermögen! und als wenn Eugen Sue's Rigolette poetischer gewesen wäre in Hexametern oder ungereimten Jamben, als sie es in ihrer einfachen pariser Prosa ist! ... Herrn Runeberg's „Elenthier-Schützen" hätten eine ganz gute Novelle werden können, anstatt daß sie jetzt mit dem antiken Versbau ein die Geduld ziemlich hart prüfendes Epos sind.

Was Runeberg's kleinere poetische Schöpfungen betrifft, so sind es hauptsächlich seine kleinen „Idyllen und Epigramme", welche ihm seine meiste Volksthümlichkeit erworben, obwohl der Grundton zu dieser ganzen Art von Miniaturromanze schon in dem alten serbischen Volksliede angeschlagen ist, und man hat sogar schon beweisen wollen, daß Runeberg hierbei großentheils nur Uebersetzer sei. Ich für meinen Theil nehme lieber an, daß der finnische Dichter anfangs Nachahmer gewesen, aber daß er allmälig so vollkommen sich in diese charakteristische Eigenthümlichkeit hineingearbeitet, daß er endlich in derselben auch selbständig aus eigenem Busen gedichtet. Uebrigens mögen sie nun mehr oder minder serbisch sein, diese seine kleineren Gedichte, so viel ist gewiß, daß sie wegen ihrer liebenswürdigen Naivetät, wegen ihrer reizenden, schelmischen Anmuth, lange bei uns den

Beifall behalten werden, der gleich anfangs ihnen zu Theil ward. Man wird sie lieben, wie man zur Abwechselung neben den stolzen Rosen und Georginen des Parks die kleinen wilden Haideblumen liebt.

Nach Runeberg muß ich Böttiger nennen. Er hat durch verschiedene thränenäugige, lispelnde Gedichte in Franzén's, oder noch mehr in Grafström's zuckersüßer und kindlicher Manier eine Art Glück gemacht bei einigen gefühlvollen Damen und anderen nervenschwachen Personen. Er ist ein unvergleichlich frommer Dichter und hat es immer verstanden, in seinen Versen mit „bijouterie de religion“, wie die französischen Goldschmiede es nennen, zu glänzen, wovon natürlich alle hofpredigerlich gesinnten Leute sehr erbaut und entzückt waren! Böttiger schreibt inzwischen dessenungeachtet für die Schwedische Akademie eine Preisschrift um die andere — welche auch ganz richtig von den „guten“ Akademikern reichlich belohnt werden — und ist dadurch eine Art „poeta laureatus“ geworden, bestimmt für eine glänzende Zukunft. Seine Poesie könnte man im Allgemeinen mit einer Art Hafersuppe vergleichen, welche man die Kranken zu trinken zwingt, übrigens eine gute, recht wohlgekochte Hafersuppe, mit verschiedenen Rosinen darin, welche hie und da recht angenehm darin herumschwimmen. Daß die Verse in Böttiger's Arbeiten schön und wohlgedrechselt sind, ist ganz unbestreitbar, allein dieses Verdienst fängt wirklich an, seine Bedeutung

zu verlieren, da die Virtuosität im Versbau jetzt bei uns so allgemein ist und unsere Sprache sich bald selbst so schreibt, daß man nur noch die Feder zu halten braucht. Herr Böttiger, welcher in Upsala als Academieadjunct lebt, ist übrigens ohne Zweifel ein Mann von Bildung und Kenntnissen und hat Proben von Uebersetzungen ausländischer Dichter geliefert, worin er fast ein Nebenbuhler des berühmten Thomander und des geistreichen Hagberg zu werden verspricht, welche, beide Professoren zu Lund, mit Recht als unsere ersten Talente in diesem Fache in Ansehen standen.

Böttiger hat sich vor ein paar Jahren mit einer Tochter Tegnér's verheirathet, und man hat zu bemerken geglaubt, daß diese Verbindung schon einen vortheilhaften Einfluß auf seine Poesie ausgeübt, indem ihr wohlbekanntes Graupapiergesicht Anlagen zu einem ein bischen allzu muntern Hinüberspielen in's Rosenrothe gezeigt. Sollte dies nun wirklich mehr als eine bloße Mythe sein, daß Herr Böttiger mit seiner Frau auch etwas von seines Schwiegervaters früherem guten Humor zum Mitgift erhalten? oder ist es nur ein neues, leuchtendes Beispiel, wie allmächtig hier auf Erden die Damen sind?....

Ruda, welcher vor etwas mehr als zehn Jahren noch ganz jung starb, versprach eine gute poetische Capacität zu werden; seine vielen Jugendarbeiten in verschiedenen Fächern haben ihn jedoch nicht überlebt. Eine andere

lyrische „Capacität", und zwar eine fast unerschöpfliche, war der vor einigen Jahren dahingeschiedene Ingelman; seine meisten Arbeiten sind Gelegenheitsgedichte, und es ist wirklich Wahrheit, daß in Stockholm keine wenn auch nur einigermaßen vörnehme Person sterben, sich verheirathen, eine silberne Hochzeit feiern oder eine Reise machen konnte, ohne daß Herr Ingelman sich nicht sogleich mit einem kleinen passenden Gedichtchen einfand. Aber in diesen seinen Gedichten für den Augenblick athmet nicht selten viel tiefes Gefühl und weit mehr Poesie, als in weit anspruchsvolleren Erzeugnissen von academischen und decorirten Versfabrikanten, und der Mann wäre allem Anschein nach ein ausgezeichneter lyrischer Dichter geworden, wenn er nicht von Anfang an seine poetische Ader auf ähnliche Weise vergeudet hätte.

Assar Lindeblad hat ein eigenes Renommé gewonnen als Tegnér's durchtriebenster und unerschrockenster Nachahmer; er äffte wirklich Tegnér eine Zeit lang so unvergleichlich und vollkommen nach, daß Esaias fast ein wenig bange vor ihm geworden wäre. Tegnér konnte natürlich nicht auf Das, was aus seiner Feder floß, oder auf diese ganze poetische Schreibweise, die bei ihm vom Anfang an so ganz eigenthümlich war, ein ausschließliches Patent nehmen; allein er mußte immer befürchten, daß, sobald ein Vers von seiner Hand eine Woche in der Welt draußen war, Lindeblad Embargo auf denselben legen würde, um ihn später auf eigene Rechnung

mit einer kleinen unbedeutenden Veränderung in die Weite zu schicken. Endlich poetisirte Lindeblad sich zu einem Pastorate und hing seine Lyra in der Sacristei auf. Er hat wohl seitdem in der Schwedischen Academie ein paar Preise bekommen, aber weiter hat man fast nichts von ihm gehört. Lindeblad ist, mit all seinem Tegnérisiren, gleichwohl ein Mann von poetischem Gehalte, der in mehreren seiner Compositionen mehr von seinem großen Vorbilde hat, als die bloße Form.

Ein Dichter, welcher vor Allem das Verdienst besitzt, nicht gerade in demselben Tone zu singen, wie die tausend Andern, ist der muntere Lieutenant Wilhelm von Braun. Die Recensenten haben für jeden neuen Band Gedichte, den er in die Welt hinausgeschickt, die Pest herabgerufen über das Ungenirte, Uebermüthige, Cynische in seinen Productionen — und es ist wahr, der Mann ist ein wenig frivol! — inzwischen hat sich jedoch sein Publicum jedesmal eher vermehrt, als vermindert. Dies kommt ganz einfach daher, daß Braun's Frivolität witzig, sprühend und dabei ganz originell ist — und die Welt ist nun einmal so, daß sie mehr am Muntern, als am Traurigen sich ergötzt! — Man möchte fast glauben, Braun habe sich gewissermaßen den vor wenigen Jahren verstorbenen Wadman zum Vorbilde genommen, welcher auch mit all seinem Cynismus ein witziger Mann war, der verschiedene Gedichte hinterlassen hat, die durchaus nicht weggelassen werden dürfen

aus der Rechnung; aber im Allgemeinen hat doch Braun nach seiner eigenen Façon geschrieben. Daß in einigen dieser komischen, satirischen, epigrammatischen und jovialen Gedichte eine eigentliche poetische Anschauung oder „verve" sich gerade nicht vorfindet, will ich gern zugebeh, um der unerbittlichen Kritik ihren Willen zu thun, aber es ist schon genug, daß Munterkeit darin ist, die sonst, das weiß Gott! nicht überströmt in diesem irdischen Jammerthale; und der Verfasser hat übrigens durch verschiedene Gedichte in anderer Tonart bewiesen, daß es doch im Grunde bei ihm nicht an innigem Gefühl, Begabung und wahrem Humor fehle. Er hat nämlich außer seinen verschiedenen Schöpfungen im ausausschließlichen „Junggesellen-Genre", wie ich es nennen will, auch mehrere schöne Idyllen und süße erotische Lieder gedichtet, in denen eine glühende Seele sich ausspricht, sowie auch eine Menge Freiheitslieder, welche, in Parenthese gesagt, ihm von hohen Vorgesetzten manch saures Gesicht zugezogen. Seine Novellen — denn er hat auch mehrere der Art geschrieben — gehören zu der bessern Sorte von ähnlichen modernen Feuilletonsfabrikaten, und sind übrigens im Ganzen genommen genau derselbe Braun in guter Prosa, wie der wohlbekannte Braun in Versen, sowohl mit seinen Untugenden als seinen liebenswürdigen Seiten.

Dieselbe Feder, welche komische Schilderungen und Gedichte, wie z. B. „Das Duell" (Duellen), geschaffen,

der Lieder von Wein und Liebe, wo des Sängers Humor den äußersten Höhepunkt erreicht, gar nicht zu gedenken, hat indessen auch Schöpfungen voll Ernst und Gemüth geliefert (wie z. B. „Das Frauenauge" [Qvinnoögat], welches wirklich ein kleines Meisterstück ist), die man nicht vergessen darf, da man Braun höchst unvollständig kennt, wenn man ihn blos von seiner heitern Seite kennt. Doch dies schöne „sentiment", das sich mehrfach schon in Braun's ersten Gedichtsammlungen ausspricht, ist in seinen spätern — „Carolina, poetischer Kalender (Carolina, poetisk Kalender) u. a. m. — zu großer und gerechter Verwunderung gar Manches in wirkliche Sentimentalität, in eine krankhafte Weinerlichkeit, eine Unzufriedenheit mit sich selbst und der ganzen Welt übergegangen, welche leider, wenn sie nicht bald geheilt werden, einen äußerst nachtheiligen Einfluß auf seine ganze zukünftige Dichterwirksamkeit ausüben müssen. Es sieht fast aus, als wollten Böttiger und Braun die Rollen tauschen; und wer hätte wohl je damals, da der letztere sich über den thränenreichen Upsalaner so lustig gemacht, ahnen können, daß er selbst einige Jahre später sich mit dessen abgelegten elegischen Taschentüchern begnügen würde!....

Wenn auch gerade nicht von literarischen Marssöhnen die Rede wäre, so forderte dennoch die Billigkeit, neben Braun einen andern jungen Lieutenant, Ridderstad, als einen der bemerkenswerthesten Vertreter un-

serer neuesten Schönliteratur zu nennen. Ridderstad ist ein genialer Mann mit einer sprühenden, unerschöpflichen Phantasie, besitzt jedoch nicht in demselben Grade ästhetisches Bewußtsein und künstlerische Selbstkritik, daher bei ihm oft neben den herrlichsten Sachen andere vorkommen, die der Kritik reichlich Wasser auf ihre Mühle geben. Auch er hat mitunter einmal, gleich Braun, in muntern und scherzenden Tönen nach junger Soldaten Weise von Wein und Mädchen gesungen, allein sein Dichtertalent neigt sich im Allgemeinen doch mehr zum Ernsthaften hin. Er ist enthusiastisch für die neue Zeit und die liberalen Ideen eingenommen und will stets von ganzer Seele das Entscheidende, obwohl er im speziellen Falle nicht immer vollkommen mit sich einig zu sein scheint über die rechte Art und Weise, dahin zu gelangen. Braun's Liberalismus beschränkt sich meist auf die Satire und Persiflage, Ridderstad's Freiheitsgefühl ist weit positiver und energischer und überhaupt weit kriegerischer. In seinen Versen ist immer etwas Sehniges; sie haben nicht blos Haut und Bein, sondern auch Muskeln; man braucht auch, bei Gott! in unsern Zeiten etwas Anderes, als diese jämmerliche, ausgemergelte Hofjunkerpoesie, durch welche hindurch man den Mond sehen kann!.... In den vier Heften gemischten Inhalts, welche Ridderstad unter dem gemeinsamen Titel „Der Salon“ herausgegeben hat, findet man auch mehrere Piecen humoristischen Inhalts, welche ein nicht

zu verachtendes Talent auch in dieser neuen Richtung verrathen.

Wenn ich zu allen diesen endlich noch den angenehmen Naturmaler Sätherberg, den erfinderischen und einfallsreichen Blanche, den pseudonym als Talis Qualis bekannten Strandberg — ebenfalls ein junger talentvoller und glühender Freiheitssänger — sowie die drei verdienstvollen Upsala-Dichter Malmström, Nybom und Bergmann hinzufüge, glaube ich die Reihe der berühmteren Namen unserer jüngsten Schönliteratur abschließen zu dürfen. Der Vollständigkeit wegen, obwohl das Genre eigentlich nicht hierher gehört, muß ich jedoch des wegen seiner äußerst lebendig und spannend erzählten Seeabenteuer und Reisen mit Recht gerühmten Gosselman noch erwähnen, sowie des witzigen von Unge, dessen humoristische „Promenaden im Vaterlande" (Promenader inom Fäderneslandet) nebst mehreren ähnlichen Erzeugnissen, ihrer Zeit großes Aufsehen machten; und damit Punktum!

Doch! — ich habe noch einen Schriftsteller, der vielleicht gar mein förmlicher Feind werden könnte, wenn ich ihn zu nennen ganz vergäße; ich meine den pseudonymen Orvar Odd, dessen kleine Schilderungen aus dem Leben der Hauptstadt, dessen Reisebilder, Novelletten, nebst verschiedenen quasi-humoristischen Feuilletonsaufsätzen bei dem schwedischen Publikum einigen Beifall fanden, während er jedoch zu gleicher Zeit durch

seine publicistische Federfechterei in der „republikanisch-socialistisch-kosmopolitisch-straußianisch-revolutionärsten", „incendiärsten" und „blasphemischesten" Richtung, sowie durch einige gemeine und unehrerbietige Kritiken allen den besonnenen Mitbürgern, welche die „crème" der Nation bilden, viel Aergerniß verursacht. Er begann übrigens als Herr O. P. Sturzenbecher seine literarische Laufbahn mit einem romantischen Gedichte: „Der Römerschild" (Romarskölden), einem ziemlich mißlungenen Werke, worauf ein Paar Erzählungen folgten, welche auch weit davon entfernt sind, Meisterstücke zu sein. Damals tegnérisirte er ziemlich, der junge Mann; aber eines schönen Tages ergriff er seine Partei und schlug einen ganz neuen Weg ein und wurde hiermit „Orvar Odd." Er hat, wenn man so will, eine gewisse Originalität — obwohl Einige darauf bestehen, dieselbe sei von Jules Janin „entlehnt", während wieder Andere versichern, sie sei von Heine genommen; Gott weiß nun, was man glauben soll! — aber damit allein gewinnt man doch nicht die Seligkeit. Seine neueste Leistung ist, so viel mir zu Ohren gekommen, eine Sammlung Gedichte unter dem Titel: „Meine arme Muse" (Min fattiga sangmö), von denen einige so ziemlich lesbar sind, aber andere dagegen leider so demokratisch hartgebacken, daß sie einigen Recensenten fast im Halse stecken geblieben wären. Gegenwärtig soll er sich in Kopenhagen aufhalten und der Skandinavischen Gesell-

schaft über die Schwedische Literatur vorlesen; er schwärmt für den Skandinavismus, der große Thor!....

Es bleibt mir nun noch übrig, im nächsten Abschnitt eine Uebersicht von Schwedens publicistischer Literatur mitzutheilen, welche eine sehr bemerkenswerthe Literatur für sich ist, und wo wir sowohl mehreren schon bekannten Namen, als auch verschiedenen neuen, im Allgemeinen interessanten und in der ganzen Geschichte Schwedens für die neueste Epoche bedeutsamen Schriftstellern begegnen werden, wie einem L. J. Hjerta, einem Lindeberg, einem Crusenstolpe u. a. m.

Fünfter Abschnitt.

Die Zeitungspresse.

Ich schloß im vorigen Abschnitt meine Revue über die neuere Schönliteratur Schwedens ab. Es bleibt uns jetzt noch übrig, auch auf die schwedische publicistische Literatur einen Blick zu werfen, welche in der letzteren Zeit von so großer Bedeutung für uns geworden ist und einen so außerordentlichen und auffallenden Umfang erreicht hat.

Man hat Olof Dalin den Vater der schwedischen Publicistik genannt, und es wäre vielleicht unrecht, ihn dieser Ehre zu berauben. Sein „Schwedischer Argus“ (Den Svenska Argus), welcher zu Anfang der dreißiger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts herauskam, war eine ziemlich witzige und unterhaltende Nachahmung des englischen „Spectator“ und züchtigte mit satirischer

Geißel die Laster und Thorheiten der Zeit. Es ist inzwischen zu bemerken, daß sich derselbe ohne Ausnahme nur an das ganz Allgemeine hielt, und man irrt mehr als sehr, wenn man in diesem Blatte irgendwo auch nur den Schatten einer Beurtheilung spezieller Gegenstände und direkter Polemik zu finden hofft, welche für unsere Tagesblätter zur Hauptsache geworden sind. Dalin's Argus machte übrigens zu seiner Zeit ein ganz unermeßliches Glück, die Stände des Reichs votirten eine Nationalbelohnung für den jungen Herausgeber, und der königliche Hof beeilte sich seinerseits, ihn in sein Interesse zu ziehen, indem er ihm eine Auszeichnung nach der andern zu Theil werden ließ. Er wurde also ganz richtig Herr von Dalin, königlicher Bibliothekar, Reichshistoriograph und endlich Hofkanzler. Er schrieb übrigens sehr schlechte Verse und starb als großer Poet.

Unter Gustav III. stand von allen Zeitungen und Zeitschriften die „Stockholms Post", von Kellgren und dem Manne der Frau Lenngren im Jahr 1778 gegründet, im größten Flore. Im Vergleiche mit Dalin's „Schwedischem Argus" war die „Stockholms Post" eine ungeheuer praktische und positive Zeitung. Außer seiner leichten Lecture, bestehend in Fabeln, Idyllen, Oden an Galathea und Doris, Anekdoten, oft im freiesten und ungezwungensten Geschmack der Epoche, Charaden und Aehnlichem, bot dieses Blatt auch eine ernste Seite in allerlei Aufsätzen über Gegenstände von Gewicht, in

Recensionen über Theater und Literatur, sowie in ausländischen politischen Neuigkeiten. In Bezug auf diese letztere war das Blatt durchaus kein Poltron; man schien sich hierbei für die Zurückhaltung und Vorsicht haben entschädigen wollen, die man in Beziehung auf innere politische Angelegenheiten zu beobachten gezwungen war, und äußerte sich daher manchmal mit einer Schärfe und Bitterkeit, die deutlich beweisen, daß die Vorarbeiten der französischen Revolution auch für den entfernten Norden nicht ohne Einfluß gewesen. Ich will nur als Beispiel die ersten Zeilen eines Gedichts hier anführen, welches die „Stockholms Post" zu Anfang der achtziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts an Kaiser Joseph von Oesterreich richtete, als derselbe mit fester Hand die Herrschsucht und den Fanatismus der ungarischen Prälaten gezügelt:

O Joseph! zwiefach hoch zu preisen!
Du machst von Allen Dich geliebt,
Vermagst der ganzen Welt zu weisen,
Wie Satans Anhang man zerstiebt.
Wahrhaftig! 's war ein Meisterstück!
Will je ein Pfaff in Deinen Reichen
Zur Staatskunst sich, zum Krieg hinneigen,
Hängt die Canaille flugs am Strick. u. s. w.

Schriebe man in unsern Tagen etwas Aehnliches zur Ehre eines gewissen Bischofs und seines Gelichters, so würde man für einen Jakobiner erklärt werden, nicht

werth, auf Gottes grüner Erde zu wandeln, und doch wurde das vor ungefähr siebzig Jahren in einem Blatte geschrieben, das zum Chef Schwedens gefeiertsten Dichter besaß, einen Mann, der als Orakel und Vorbild in gutem Tone, feiner Sitte und Geschmack galt.

„Tägliches Allerlei" (Dagligt Allahanda), älter als die „Stockholms Post", war hauptsächlich ein Anzeigeblatt, das jedoch auch gewissermaßen Anspruch hatte für eine politische Zeitung zu gelten; es erfüllte die eingeschränkten Forderungen der Zeit und erhielt sich ohne Unterbrechung neben Kellgren's Blatt, welches inzwischen immer eine überwiegende Geltung besaß.

Zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts entstanden eine Menge neue Zeitungen, von denen jedoch keine sich eine dauernde Existenz zu schaffen vermochte. Ich habe im Vorhergehenden Herrn Wallmark's „Journal für Literatur und Theater (Journal för literatur och theater) erwähnt, welches 1809 zu erscheinen begann, und bekannt ist die lebhafte ästhetische Anfechtung, die dieses Blatt von Seiten der neuen Schule erfuhr. Man sprach während dieses ganzen Streits in der Gesellschaft der Phosphoristen eine Menge großer Worte auch von „Freiheit" und „Vaterland", man speiste sein „Löwenmark" und härtete sich ab zur Berserkerwuth, wobei man sogar auch dem „östlichen Nachbar" mitunter einen zornigen Seitenblick zuwarf. Dies Alles sah gewiß recht mannhaft und tüchtig aus, aber was damit ausgerichtet wurde, war in

der That gar nichts. Die guten Leute hatten eigentlich keinen Gedanken für andere Freiheit, als für äußere — welche im Ganzen schlecht genug ist, wenn nicht Freiheit auch innerhalb des Vaterlandes sie begleitet — und während sie Ach! und Wehe! schrien über Jeden, der es wagen sollte, den Norden zu bedrohen, diesen „alten Witwensitz der Freiheit“, ließen sie Karl XIII. und seinen Adoptivsohn auf den Reichstagen so eigenmächtig thun und handeln, als es ihnen nur gut dünkte. Und so lebte man Jahr aus Jahr ein in einem Zustande der Unschuld, las seine alte „Stockholms Post“, sein „Journal“, sein „Allerlei“, ein glückliches Volk ohne Zeitungsopposition, seine hohe Obrigkeit ehrend und preisend die idyllische Ruhe des Friedens .....

Dies ging so fort bis zum Jahre 1820, da Herr Johansson seinen „Argus“ herausgab, eine Zeitung, so wenig als möglich à la Dalin, und welche sich mit Einemmal mitten hineinwarf in die inländischen Fragen und Tagesbegebenheiten. Sie leistete unleugbar während der ersten Jahre ihres Bestehens viel Gutes, was die freisinnige Publicistik in Schweden immer erkennen muß; sie brach das Eis und legte ein für alle Mal den Grund zu einer selbständigen Zeitungspresse. Im Uebrigen war sie jedoch keine besonders interessante Zeitung, wenn man die Forderungen der neuesten Zeit in's Auge faßt, im Gegentheil! sie war mitunter sehr langweilig, und es war daher ganz natürlich, daß das Publikum allmälig

dabei müde ward; denn Herr Johansson, obwohl ein Mann mit gutem Kopfe und umfassender Einsicht, entbehrte fast mehr als recht ist des Talentes, eine Sache zu Markte zu bringen, eine Meinung auf volksthümliche und unterhaltende Weise darzulegen. Außerdem langweilte ihn die Zeitung selbst ungefähr ebensobald, als sie das Publikum langweilte, und ließ schon nach den ersten fünf, sechs Jahren deutlich merken, daß Thatkraft und Consequenz ihn zu verlassen anfingen. Diese Zeitung, welche in ihrer ersten Zeit einer fast unglaublichen Verbreitung genoß, sank so gegen Ende der zwanziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts zu einem Nichts herab, und es war hohe Zeit, daß an ihrer Stelle eine andere mit frischerem Leben auftauchte. „Der Mitbürger" (Medborgaren), herausgegeben vom Oberstlieutenant Gustav Hjerta — einem reichbegabten, geistreichen Manne, und einer warmen, jugendlichen Natur, vielleicht als politischer Charakter nur etwas zu heißblütig und zu sehr Gefühlsmensch — machte den Versuch, den „Argus" zu ersetzen, mußte jedoch nach kurzem Bestehen wieder aufhören, hauptsächlich in Folge der Kabalen und Verfolgungen von Seiten hoher Vorgesetzten, aber ohne Zweifel auch deshalb, weil der rechte Augenblick dazu noch nicht gekommen und das Erdreich nicht hinlänglich bearbeitet war, um den Samen des Radicalismus aufnehmen zu können, welchen diese Zeitung ziemlich unverholen auszustreuen suchte. Ein Vorfall sollte in-

zwischen kurz darauf die Gemüther rasch zur Reife bringen und in wenigen Tagen die Zeit um ein halbes Jahrhundert vorwärts rücken.

Es traf nämlich ein großes europäisches Ereigniß ein, ich meine die Julirevolution in Frankreich. Es ging wie eine kriegerische Fanfare durch ganz Europa, das Volk erhob sich in allen Himmelsgegenden. Auch in Schweden verspürte man den Einfluß dieser durchgehenden Bewegung. Mit mehr als bloßer Theilnahme, mit Begeisterung verfolgte man bei uns alle Vorfälle und Entwickelungsmomente des polnischen Freiheitskrieges. Jeder neue Erfolg auf Seiten der Polen war ein Freudenfest in Stockholm, und man hoffte mit jeder Post endlich die Intervention der Franzosen und die gänzliche Vernichtung der russischen Armee in Polens Morästen zu vernehmen. O, Europas Aussehen würde jetzt anders sein, als es ist, hätte in jenem Augenblicke ein Karl XII. auf Schwedens Throne gesessen!.... Dieser Mann war ein großer Phantast, wenn man so will, aber er verstand sich besser auf den schwedischen Stahl, als auf Schwedens Silberrubel. Es fand sich nicht ein Soldat in ganz Finnland, auch nicht in Petersburg; Bernadotte kannte das besser als wir. Die Finnen waren so gewiß, daß der Schwede nach Finnland kommen würde, daß sie überall in den Bauernhöfen längs der Küste eigens sich mit starkem und guten Branntwein versahen, um, wie sie sagten, die schwedischen Kameraden

wenigstens mit einem ehrlichen Trunke bewillkommnen zu können. Es liegt in dem etwas sehr Bäurisches und Einfältiges, wenn man will, allein es ist gleichwohl einer der rührendsten Züge alter Freundschaft und Treue, den ich kenne. Aber Bernadotte legte ganz ruhig die Hände in den Schoos. Er war nicht Derjenige, welcher den Russen übel wollte!.... Polen fiel, und wir mußten unsern Groll verschlucken.

Unter solchen Verhältnissen entstand das „Abendblatt" (Aftonbladet), herausgegeben von Lars Johan Hjerta, einem Cousin des oben genannten Oberstlieutenants, und einem jungen Juristen Namens Andreas Möller, welcher jedoch bald seine Mitwirkung bei dem Unternehmen aufgab. Selten oder nie war wohl ein Zeitpunkt günstiger und geeigneter für die Gründung einer demokratisch freisinnigen Zeitung. Die Tagesblätter, die schon bestanden, hatten größtentheils ihre Rolle ausgespielt. Die „Stockholms Post" war nun im Besitze des Capitain Anders Lindeberg, desselben, der einige Jahre später so bekannt wurde durch den Kriminalprozeß, der gegen ihn eingeleitet wurde. Lindeberg schrieb mitunter recht gute politische Artikel für sein Blatt, allein er verdarb theilweise den vortheilhaften Eindruck derselben selbst wieder durch andere, in denen er mit mehr Eigensinn als Erfolg gewisse nur ihm eigenthümliche Ideen bearbeitete. Ein von Bernhard von Beskow gegen Lindeberg gerichtetes Pasquill,

betitelt „Die Fliegenklatsche" (Flugsmällan) — ein Werk, das übrigens eins der gemeinsten ist, die unsere ganze reiche Pasquillliteratur aufzuweisen hat! — welches unglücklicherweise den Beifall von Tausenden erhielt, vervollkommnete den Fall der „Stockholms Post." Sie hatte ihre schwachen Seiten, diese Zeitung, das ist wahr, aber sie hatte auch viel Unglück. Das war die Stockholms Post"; das „Tägliche Allerlei" schleppte sich zwar noch mit fort, und, wie es schien, mit vollkommenem Wohlbefinden; allein es war doch zu wenig Kraft und Lebendigkeit in seinen Bewegungen, und seine Politik war weit entfernt, eine entschiedene und gebietende Haltung zu besitzen. Der „Argus" sang am letzten Verse und nahm die jämmerliche Gestalt eines Juste-milieu an, gerade recht, um ganz unter die Klauen der nächsten mehr radicalen Oppositionszeitung zu kommen. Die großen Tagesereignisse boten den herrlichsten Stoff, um ein Blatt spannend und unterhaltend zu machen; die aufgeregte Gemüthsstimmung bedurfte eines Organs. „Das Abendblatt" (Aftonbladet) wurde mit lautem Beifall aufgenommen, sein Publikum vermehrte sich fast mit jedem Monate in erstaunlicher Weise. Es war etwas Jugendliches, etwas Frisches und Kühnes in dieser Zeitung, was nicht verfehlen konnte, das Interesse zu fesseln und Eindruck auf die Sinne zu machen. Seine kleine stehende Abtheilung: „Kaleidoskop", welche allerlei kleine Einfälle und witzige Wortspiele bald gegen

den Einen, bald gegen den Andern von der feindlichen Partei erhielt, wurde die Lieblingslecture des Publikums; man konnte sich nicht ruhig schlafen legen, ohne zuvor gesehen zu haben, was das Abendblatt in seinem Kaleidoskop für den Abend gebracht. Diese kleinen Witze gingen von Mund zu Mund und wurden fast sprichwörtlich. Verschiedene zu gelegener Zeit gebrachte Aufsätze gegen Rußland und den Despotismus im Allgemeinen waren die schwere Artillerie, welche die Siege der kleinen Kaleidoskop-Tirailleurs vollendete, und als Warschau endlich verloren ging, blieb das Abendblatt mit der geglückten Eroberung einer Macht, die bisher nur immer im Zunehmen begriffen war.

Hjerta hat ein höchst merkwürdiges Glück gehabt, das ist unbestreitbar, aber wenige Personen haben es auch mit so vielen Scheltworten vergolten bekommen, als er. Glücklicherweise ist er der Mann, der ein schlimmes Wort mit einem andern erwidern kann, und man sage was man will, er ist doch ein Mann, der sein Blatt in Schwedens Geschichte hat. Er hat, natürlich nicht allein, aber in jedem Falle in den vordersten Reihen als Einrichter, Anordner, Zusammenhalter, sein Blatt zu einer Bedeutung erhoben, durch die es jetzt ziemlich direct auf das Schicksal des Vaterlandes wirkt, und die ganze Presse ist in und mit demselben bei uns eine Macht im Staate geworden, welche im Größten wie im Kleinsten sich geltend macht. Hjerta's vorzüglichstes

Verdienst liegt ohne Zweifel in seinem feinen Instinkte, zu sehen, was für einen gewissen Augenblick oder einen gewissen Zweck das Dienlichste und Klügste ist. Die eigentlichen Ultraradicalen waren in der letzten Zeit nicht immer zufrieden mit seiner Position und seiner Art, zu Werke zu gehen, aber oft hat es sich am Ende gezeigt, daß seine Politik inzwischen nicht so übel berechnet war; und der beste Beweis dafür, daß er wirklich das große Publikum verstand, ist die früher unerhörte Verbreitung, welche das Abendblatt jetzt hat. Fünf Tausend Abonnenten sind und bleiben doch ein gutes Zeugniß, man mag die Sache betrachten wie man will.

Hjerta ist zum Industrie- oder Finanzminister geschaffen. Bei einem Andern würde ein Blatt, wie das Abendblatt, alle Zeit in Anspruch nehmen, jedoch er hat überdies noch Muße zu verschiedenen andern Beschäftigungen. Seine Buchdruckerei beschäftigt hundert Personen und eine Dampfmaschine, sein Verlagshandel ist äußerst ausgedehnt, er ist außerdem Fabrikbesitzer in nicht unbedeutendem Maßstabe, etwas weniges Schiffsrheder, hat verschiedene städtische Aemter und ist während der Reichstage Mitglied des Ritterhauses. Sollte man glauben, daß ein Mann mit so vielen Beschäftigungen gleichwohl freie Stunden haben kann, um mit seiner liebenswürdigen Familie sich zu unterhalten, um Blumen zu pflegen in seinem Garten, oder mit seiner Lustjacht an den Ufern des Mälar herumzustreifen?

Aber ich muß noch hinzufügen, daß, was dieser gute Mann sich vornimmt, mit einer gewissen Hast betrieben wird, und daß diese Hast keine übertriebene Gründlichkeit oder Ordentlichkeit zuläßt. So kann es sich freilich treffen, daß, wenn man draußen herumkutschirt, man bei einer raschen Wendung der Pferde an einem Eckhause anfährt, wie, daß wenn man draußen herumsegelt, man hier und da bei den Untiefen sich etwas auf den Grund setzt; doch was hat das zu bedeuten? wenn man nur in jedem Falle sich wieder aus der Affaire zu ziehen weiß!... Und das ist eine Kunst, die Hjerta immer verstand, so daß es ein Vergnügen war, zuzusehen.

Auf gleiche etwas abenteuerliche Weise verfaßt er seine Zeitungsartikel, hundert Mal sich unterbrechend, um mit hundert verschiedenen Personen über hundert verschiedene Gegenstände zu sprechen. Ich stelle mir z. B. vor, daß er einen Aufsatz über die Umgestaltung der Volksvertretung verfaßt; er setzt die Feder auf's Papier:

„Es dürfte überflüssig sein, durch weitere Raisonnements zu beweisen, wie viel Unvernünftiges in der gegenwärtigen Standesvertheilung liegt —“

Weiter kommt er nicht, sondern muß einem Maurer Bescheid geben, der bei der Thüre steht und hustet. „In der Druckerei muß eine Thür durchbrochen werden, ich werde gleich selbst hinunterkommen und Euch zeigen, wie ich's haben will!“ Also:

„— dieser Standesvertheilung, welche die eine Mit-

bürgerklasse in offenen Streit gegen die andere stellt, welche — welche —“

Auf's Neue unterbrochen. „Ich sollte Ihnen über die Rosenbüsche Bescheid geben, war es nicht so? Lassen Sie mich sehen! ja, es wird wohl am besten sein, sie je eher, desto lieber zu holen; Sie wissen ja, wo. Hier, nehmen Sie das Geld mit!“

„— welche Interesse dem Interesse, Kleinlichkeit der Kleinlichkeit, Mißgunst der — —„

„Was beliebt? Was wünschen Sie? Ja so!.... Ja, die Novelle da habe ich durchzulesen wirklich noch nicht Zeit gehabt, ich glaube übrigens gern, daß sie gut ist; sollte man sie nicht für das Feuilleton nehmen können?.., Ich habe es jetzt etwas dringend; wenn Sie Ihr Weg heut Nachmittag hier vorbeiführte...?“

„— Mißgunst der Mißgunst entgegengesetzt. Es bedarf in Wahrheit der ganzen verstockten Abneigung der Prälatur gegen Alles, was Reform heißt und Herrn Hartmannsdorff's — —“

„Herein!.... Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen? Ah, vous-êtes Français? Italien? Oh, c'est Monsieur Bosco?.... Veuillez bien vous asseoir!... Oui, Monsieur! je vous connais fort bien de reputation, votre renommée est allée devant vous.“

Und nun folgt vielleicht eine lange Conversation, während welcher Herr Bosco der Redaction wohl allerlei artige Taschenspielereien vorzeigt, und der Artikel?....

ich weiß nicht gewiß, ob der Artikel an dem Tage fertig wird, aber ich bin doch fast geneigt, es zu glauben.

Was Hjerta's schlimmste Feinde ihm zugestehen müssen, das ist seine Thätigkeit in und für die Ausdehnung des schwedischen Buchhandels und im Allgemeinen für das Zustandekommen einer größeren Bewegung in der Literatur. Er hat durch seine Verlagsunternehmungen in diesem Felde ein ganz neues Leben hervorgerufen, den Antrieb zu einem Wetteifer gegeben und zugleich das Loos der Schriftsteller vielfach verbessert. Während ein Schriftsteller früher mit Mühe zehn Reichsthaler für den Bogen erhalten konnte, hat es Hjerta überhaupt genommen vielleicht fünf Mal so hoch hinaufgetrieben, und für gewisse Arbeiten, wie einige Romane der Fräulein Bremer, sogar auf hundert Reichsthaler für den gedruckten Bogen.

Die Redacteure des Abendblattes, Hjerta selbst mit einbegriffen, hielten sich meistens an die Zahl sieben, weshalb sie auch von den Organen der Gegenpartei immer mit dem Namen „Die sieben Weisen des Abendblattes" bezeichnet wurden. Lindeberg, der die Stockholms Post bald niederlegen mußte, schlug sich zur Redaction des Abendblattes, ebenso Gustav Hjerta, der ehemalige „Mitbürger." Orvar Odd hat derselben Redaction seit 1834 angehört, Almqvist ist ebenfalls dann und wann ein fleißiger Mitarbeiter darin gewesen. Onkel Adam,

Braun, Albano nebst Anderen arbeiten mitunter für's Feuilleton.

Die Stockholms Post war nicht die einzige Zeitung, welche durch das so schnell zunehmende Glück des Abendblattes in's Winterquartier gehen mußte. Herrn Johansson's Argus wanderte ebenfalls eines schönen Tages den Weg alles Fleisches, nachdem er stündlich für die muntern und beißenden Witze des Abendblattes zur Zielscheibe gedient. Der Argus manövrirte immer schwerfällig und langsam mit seinen langen „Argumentationen“, durch welche er, nach seinem eigenen Lieblingsausdrucke, die Sachen „zur completen Evidenz deduciren“ wollte. Das Abendblatt verfolgte diese seine ewigen Argumentationen mit kleinen Wortspielen, welche immer den Nagel auf den Kopf trafen, und stellte einmal die kleine philologische Hypothese auf, daß „argumentiren“ sich ganz einfach von „Argus“ und dem lateinischen Worte „mentiri“, welches lügen heißt, herleite. Ein anderes Mal hat das Abendblatt den Argus mit einem Wallfische verglichen, welches nun eine stehende Bezeichnung für ihn blieb; wenige Leute von Ruf sind in Schweden wirklich so bekannt, als „der politische Wallfisch“, er kam sogar, der arme Argus, unter dieser Benennung in's Ausland, und vor nicht gar langer Zeit sah man ihn als „der große politische Wallfisch“ in einer deutschen Zeitung in einem Artikel über die schwedischen Tagesereignisse figuriren.

Ein drittes Blatt, das nolens volens der steigenden Beliebtheit des Abendblattes weichen mußte, war „Das Vaterland“ (Fäderneslandet), welche Zeitung ungefähr gleichzeitig mit dem Abendblatte von dem bekannten Crusenstolpe auf Kosten des Königs Bernadotte gegründet wurde. Als der König sah, daß die Zeitung nichts gegen das Abendblatt auszurichten vermochte, gab er Crusenstolpe auf, indem er ihn ohne Neid auf eigene Hand einem ruinirenden Unternehmen überließ; Crusenstolpe suchte wohl eine Zeit lang aus einer Art point d'honneur das Blatt zu halten, aber endlich mußte er seinen Versuch aufgeben.

Crusenstolpe, der castilianisch finstere Mann mit dem lebhaften Antlitze und dem siedenden Blute, ward erbittert und rachedurstig, als er sich so gleich einer ausgepreßten Citrone von Dem weggeworfen sah, welchem er seine Feder verkauft und um dessenwillen er seine ganze bürgerliche Existenz aufgeopfert, und er setzte sich nieder, seine „Schilderungen aus dem Innern der Tagesgeschichte“ (Skildringar ur det inre af dagens historia) zu schreiben. Man darf sich eigentlich nicht so sehr darüber wundern. Den einen Tag, oder so lange Bernadotte noch hoffte, durch „Das Vaterland“ dem Publikum die Meinung beibringen zu können, daß das Abendblatt diese vielen Siege der Polen und die vielen Niederlagen der Russen nur zu Hause in seinem Bureau verfertigte, so lange war Crusenstolpe des Königs rechte Hand, er

durfte an den Abenden in dem Schlafzimmer der Majestät sitzen und Weisheit schöpfen aus der allerhöchsten Quelle, er hatte die Gnade, verschiedene kleine politische Artikel, die der König selbst für „Das Vaterland" zu schreiben geruht hatte, umarbeiten und verbessern zu dürfen, mit einem Worte, er war das Kind vom Hause; den andern Tag, oder sobald Karl Johann einsah, daß es dem Abendblatte wirklich gelang, die Glaubwürdigkeit „Des Vaterlandes" — ich bitte übrigens, wohl zu bemerken, daß ich mit diesem Namen die Zeitung meine — mit raschen Zügen zu unterminiren, war Crusenstolpe aufgegeben, verstoßen, und fand sich nun in der wenig beneidenswerthen Lage, gleichsam zwischen zwei Stühlen niederzusitzen. Brahe verschloß ihm die Thür zum Könige, und die Opposition, deren Mitglied er einmal gewesen, wollte ihn nicht wieder aufnehmen. Er hatte keinen andern Trost, als die Rache. Und er rächte sich auch. „Er hat meine Geschichte zerstört!" äußerte sich Bernadotte einmal während seiner letzten Tage über Crusenstolpe. Das ist wahr. Deswegen sollen die Könige auch nicht mit Männern von Talent ihr Spiel treiben.

Crusenstolpe ist, während er sich durch seine letzteren Arbeiten zum gelesensten Schriftsteller Schwedens aufgeschwungen, zu gleicher Zeit von mehreren Seiten als die schwärzeste, niedrigste Seele, als ein wahres Abgrundsungeheuer ausgemalt worden. Crusenstolpe ist keine

solche schwarze Seele. Ich kenne diesen Mann seit länger als einem Jahrzehend, und bin durchaus nicht bange, ganz offen seine Partei gegen ähnliche Beschuldigungen zu ergreifen. Crusenstolpe, als Privatperson, hat mehr gute Seiten, als man im Allgemeinen glaubt, und seine Fehler sind größtentheils solche, um derenwillen man ihn eher beklagen als unwillkürlich verurtheilen sollte. Crusenstolpe ist in jedem Zolle seines Wesens ein Eindrucksmensch; er kann, je nach der Eingebung des Augenblicks oder der Lage, ebenso gut, erhaben, ja sogar ritterlich handeln, als er einer schlimmeren That fähig ist. Derjenige irrt vollkommen, welcher glaubt, daß er ein Mann ohne Herz ist; aber die Gefühle können bei ihm in einem Augenblicke zwischen maßloser Liebe und grenzenlosem Hasse wechseln. Er taugt nicht zu einem Politiker der Art, wie wir deren in unserer ruhigen, verständig debattirenden Zeit bedürfen, aber auf Mirabeau's Rednertribune, bei einer Revolution, würde er sicherlich eine glänzende und entschiedene Rolle spielen. Was Niemand bestreitet, ist, daß er ein Mann von großem Talent und sogar von Witz ist, obwohl beide bei ihm von einem Leichtsinne beherrscht werden, der oft Alles zusammen verdirbt. Dieser Leichtsinn hat ihn leider auch in seiner großen Arbeit „Der Mohr" (Morianen) zu einer Menge von Einfällen und Voraussetzungen verleitet, welche ohne Zweifel dem Werke, als eine Art historischer Memoiren betrachtet, wesentlich

schaden müssen, wenn auch andererseits gerade sie es sind, welche für den größten Theil der Leser dem Buche das pikanteste Interesse verleihen. Diese ungezwungene Gleichgültigkeit, mit der man in einer Arbeit, die doch einen gewissen Anspruch auf historische Wahrheit macht, Dichtung und Wahrheit durcheinander wirft, kann nie gebilligt werden, aber Eins muß man doch dabei bemerken, was einigermaßen, wenn auch nur wenig, seine Schriftstellerei hierin mildert, nämlich daß diese Dichtungen, wie sie so vorkommen, gleichwohl so im Charakter der Personen ausgeführt sind, daß, wenn auch nicht alles Das, was Crusenstolpe aufstellt, eine Thatsache ist, es doch durchaus nicht unmöglich ist, daß es eine Thatsache sein könnte. Was z. B. Verschiedenes von Dem betrifft, was in dem „Mohren" Karl dem Dreizehnten aufgebürdet wird, so ist es zwar nicht als thatsächlich anerkannt, ja ich will sogar sagen, daß es nicht einmal Grund hat; allein in Schweden ist die allgemeine Meinung über Karl XIII. der Art, daß er, wenn er auch nicht gerade speciell Dessen schuldig ist, dennoch so Vieles der Art gethan, daß er über Alles verdächtigt wird. Die Königsgeschichte, auch unsere neueste, verbirgt eine Menge Geheimnisse, welche die Zukunft entdecken wird, und ich fürchte, daß die Geschichte einmal bei solchen Dingen mit grelleren Farben malen wird, als selbst Crusenstolpe's Romane zu Gebote standen. Eine Aeußerung von Karl's XIII. Beichtvater, als er bleich und verwirrt vom Todesbette weg-

stürzte: „Gott! das war eine schreckliche Beichte!“ spricht allein mehr, als alle Anekdoten Crusenstolpe's und entschuldigt ihn zu gleicher Zeit ziemlich viel.

Crusenstolpe ist von Grund aus Aristokrat, ist es immer gewesen und wird es immer bleiben; wenn er daher von seinem Republikanismus spricht, darf man sich nie im Hintergrunde Nordamerika, sondern Venedig denken. Als Umgangsmensch ist er einer der anziehendsten und unterhaltendsten; er erzählt mit Lebhaftigkeit und kann eine Höflichkeit mit dem ausgesuchtesten französischen Atticismus und dem einnehmendsten Blicke sagen. Seine ärgsten Gegner sollen blos die Probe eines kleinen lucullischen Soupers, tête-à-tête mit ihm, bestehen, und sie werden sich großentheils mit seiner, wenn man will in diesem Falle wirklich „gefährlichen“ Persönlichkeit aussöhnen müssen. Es ist übrigens ein Mann in seinen besten Jahren, und wird sicherlich nicht versäumen, ununterbrochen von sich hören zu lassen. Sein reiches Privatarchiv verbirgt noch viel, was auf des „Schilderers“ spitzige Feder wartet.

Im Jahre 1828, da Crusenstolpe nach einem Preßprocesse, dessen Ausgang in der Jury und dem Hofgerichte zu den schmählichsten Ereignissen unserer neuesten Geschichte gehört, auf drei Jahre nach Warholm in's Gefängniß geschickt wurde, und während sowohl in Folge der nähern Umstände bei diesem Urtheil, sowie der darauf folgenden Dragonaden und der kleinen niedlichen Blut-

scene auf dem Södermalmstorg (Südmalmsmarkt), die Stimmung in dar Hauptstadt äußerst gereizt war, entstand eine neue Zeitung unter dem Titel „Das Stockholmer Blatt“ (Stockholmsbladet), redigirt von dem schon früher genannten Oberstlieutenant Gustav Hjerta und einem jungen Juristen, Namens Theodor Sandström, einem ritterlichen und glühenden republikanischen Gemüthe. Dies war jedoch ein Unternehmen, welches sich nur durch die politische Conjunctur des Augenblicks hielt und auch fiel, als dieselbe später nach Verlauf eines halben Jahres vorüber war.

Von den Zeitungen, welche jetzt außer dem Abendblatte in Stockholm herauskommen, ist zuerst das „Tägliche Allerlei“ zu nennen, welches jetzt Herr Dalman besitzt und redigirt. Die Meinungen über den Charakter und den eigentlichen politischen Standpunkt dieses Mannes sind ganz getheilt. Ich für meinen Theil — und ich habe den Vortheil, Herrn Dalman ganz genau, fürwahr sehr genau zu kennen! — denke nicht so schlimm von ihm, ich glaube im Gegentheil, daß er im Grunde ein herzensguter kleiner Mann ist, obwohl sein hitziges Blut ihn oft zu Vielem verleitet, was er am nächsten Tage bereut, und was er oft dadurch wieder gut zu machen genöthigt ist, daß er Alles, was er gesagt hat, wieder zurücknimmt. Dieses ewige Wiedergutmachen und Wiederzurücknehmen nennt er selbst „Ehrlichkeit“, und er thut sich was darauf zu gute, der ehrlichste Publicist im

ganzen schwedischen Königreiche zu sein — die Insel St. Barthelémy in Westindien mit einbegriffen — aber es wäre für eine Zeitung ohne Zweifel besser, wenn sie nicht auf diese Art ehrlich zu sein brauchte, und selbst Herrn Dalman's Liberalismus — denn er ist bei Gott liberal! — erhält dadurch etwas Wankendes und Unsicheres, was in die Länge dem Blatte nicht zum Vortheil gereichen konnte. Das „Tägliche Allerlei" scheint in den letzten Jahren nicht viel über tausend Abonnenten gehabt zu haben; Herr Dalman hat sich übrigens durch seine Lobgedichte auf das königliche Haus — gemeine Zungen flüsterten davon, seine Zeitung sollte aus einem Oppositionsblatte in eine ordentliche Hofzeitung „cum gratia et privilegio" verwandelt werden — sowie durch die Thränen der Bewunderung, die er bei den Pirouetten der Taglioni vergoß, als dieselbe vor einigen Jahren Stockholm besuchte, bekannt gemacht. Er war sogar einer von Denen, welche eines schönen Abends sich vor ihren Wagen spannten und sie nach ihrer Wohnung zogen; allein ich will nicht entscheiden, ob er oder ein Anderer es war, der, als er einen Arzt wegen einer Armverrenkung, die er sich bei dieser Gelegenheit zugezogen, um Rath und Hülfe anging, die kurze Antwort erhielt, er solle sich an einen — Vieharzt wenden.

Die „Schwedische Minerva" (Svenska Minerva), eine kleine witzige Zeitung im Interesse des alten Kamarillasystems, ist immer sehr garstig und unbescheiden

gewesen gegen Herrn Dalman, indem sie ihn unaufhörlich unter dem Namen „der kleine Rotenius", nach der Hauptperson eines Vaudevilles, sowie unter dem vertraulichen Epitheton „Amandus" persiflirte. Die Minerva hat mit der größten Gutmüthigkeit von der Welt mit ihm gespielt, wie die Katze mit einer Ratte. Wenn die Minerva ihren kleinen Amandus recht in Raserei bringen wollte, brauchte sie nur darauf anzuspielen, daß das Allerlei in Abhängigkeit von dem Abendblatte stehe; da sollte man gesehen haben, wie unser Freund Dalman sich unsinnig aufgeblasen und auf die Zehen gestellt, um der ganzen Welt zu beweisen, daß er doch der Mann ist, der auf seinen eigenen Füßen steht. Und der ganzen Welt hat es geschienen, daß es wirklich Sünde und Schade um den kleinen Mann wäre.

Herr Dalman ist übrigens in seinem Privatleben ein munterer und jovialer Herr, der zu „repräsentiren" versteht, einen guten Tisch hält, viel Musik in seinem Hause liebt — obwohl man versichert, daß er selbst nicht sonderlich viel davon versteht — und die „junge Oper" in seinen Salons sieht. Die junge Oper betrachtet Herrn Dalman als ihren Mäcenas, ihre Vorsehung und ihr Orakel, und Herr Dalman nickt ihr mit dem bewunderungswürdigsten Anstande gnädig zu.

Ich habe die „Minerva" genannt, deren Redacteur Herr Askelöf ist, derselbe, welcher zu Anfange dieses Jahrhunderts den „Polyfem" gegen die alte schön-

wissenschaftliche Schule herausgab. Herrn Askelöf's Politik ist dagegen selbst von der alten Schule vom Scheitel bis zur Zehe. Er hat es sich seit einer Reihe von Jahren zur Aufgabe gemacht, das unvolksthümliche Benehmen des alten Bernadotte-Brahe'schen Systems zu vertheidigen und zu vergolden, und man kann nicht leugnen, daß er dabei ein bedeutendes Talent entwickelt hat. Er hat daneben in seiner Polemik mit den freisinnigen Zeitungen eine ganz eigenthümliche humoristische Art und Weise, und sein Blatt wird daher auch von denen mit Interesse gelesen, welche im Uebrigen seine Ansichten nicht billigen. Seitdem die frühere Oppositionspresse sich nun auf die Seite der Regierung gestellt, in idyllischem Vertrauen auf „ihren guten Willen", fortzuschreiten auf der Bahn der Reformen, hat die Minerva, als Heiligengeneral des Beamtenthums und des aristokratischen Conservatismus, begonnen, die Opposition zu ergreifen. Sie kann für ihren Tod die neuen Minister nicht ausstehen, und würde, wenn sie es vermöchte, den alten Grafen A., den alten Grafen B., den alten Grafen C. und alle Diejenigen mit ihren Nägeln aus ihren Gräbern graben, welche so edel die Ueberlieferungen der goldenen Zeit bewahrt und — an ihren Tafeln so gute straßburger Pasteten servirt! .... Die Minerva hat eine kleine Vorliebe für straßburger Pasteten!

Herr Theorell, welcher eine Zeit lang das Allerlei besaß, giebt nun seit ein paar Jahren das „Winterblatt"

(Winterbladet) heraus, eine Zeitung in liberaler Richtung, die während der Reichstage manchen herrlichen Artikel gebracht. Herr Theorell ist ein Mann mit vielseitigen Kenntnissen, großer Erfahrung und einer guten, ja vortrefflichen Feder. Sein Fehler ist vielleicht nur der, daß er allzu ausschließend dem englischen Vorurtheile in der Politik und den Staatseinrichtungen im Allgemeinen huldigt. Herr Theorell ist inzwischen einer der ausgezeichnetsten Publicisten Schwedens und einer, der sich immer Achtung für seine Ansichten und Aufmerksamkeit für seine Beweisführungen gewinnen wird.

Die „Freia" wurde von Karl Kullberg gegründet, seitdem jedoch mehrere Jahre hindurch von Blanche redigirt, welcher einen mitunter recht witzigen und pikanten Federkampf mit den großen Blättern unterhielt. Sie wurde in letzterer Zeit von einer anonymen und in ihrem ganzen Benehmen lumpigen Redaction übernommen, erhielt Johansson-Argus zum Mitarbeiter, und verwandelte sich in die „Constitutionelle." Herr Argus, welcher eine Zeit lang diese Proteusgeartete Zeitung zur Ausbreitung seiner prohibitistischen Lehren in der Staatsökonomie benutzte, scheint nun aus dieser Redaction ausgetreten zu sein, und es ist wohl vorauszusehen, daß das Blatt keine lange Zukunft vor sich hat.

„Die Schwedische Biene" (Svenska Biet), welche Zeitung während einiger Jahre in dem ausschließlichsten Interesse der hohen Geistlichkeit und des Beamtenthums

von einem frechen und verwegenen Geistlichen Namens Angeldorff herausgegeben wurde, und zu welcher Herren wie Wingard, Beskow u. a. m. Beiträge lieferten, hörte um das Jahr 1844 auf, nachdem sie vergebens alle Mittel aufgeboten hatte, ihr elendes Leben zu fristen. Sie hat jedoch eine Art Fortsetzung erhalten in einer neuen Zeitung, betitelt: „Der Morgen" (Morgonen), welche blos ein paar Mal in der Woche herauskommt. Der „Morgen" wird von einem der früheren Mitarbeiter der „Biene" redigirt, und steht unter demselben päpstlichen Patronate, wie diese. Möge damit genug gesagt sein.

„Schwedens Staatszeitung" (Sveriges Statstidning) befaßt sich meistens mit gesetzlichen Bekanntmachungen und ist übrigens in Allem, was die Redaction betrifft, kurz gesagt unter aller Kritik. Das eigentliche Anzeigeblatt ist übrigens das „Stockholmer Tageblatt" (Stockholms Dagblad), welches in letzterer Zeit außer den Anzeigen eine Anzahl guter Aufsätze in verschiedenen Fächern geliefert hat, die zum Verfasser einen Buchhändler Namens Baumgarten haben sollen, einen sehr gebildeten, freisinnigen Mann, welcher wahrhaftig für etwas Anderes, als für ein Anzeigeblatt schreiben sollte, wo man oft gar nicht ahnt, so viel Kenntnisse und so schöne Ideen mitten zwischen einer Polizeikundmachung und einer Reihe Ankündigungen von holländischen Heringen und mehr oder minder niedlichen Dienstmädchen „mit den besten Zeugnissen" zu finden.

An eigentlich literarischen Blättern und Zeitschriften ist Schweden für den Augenblick ziemlich arm. Die Zeitschrift „Frey“ in Upsala wird zwar nicht schlecht redigirt, hat aber doch bis jetzt noch nicht ganz die wunderbare akademische Langeweile von sich abschütteln können, die, wenn auch in noch höherem Grade, ihre Vorgänger ausgezeichnet. Das Wochenblatt „Studien, Kritiken und Notizen“ (Studier, Kritiker och Notitser), welches seit mehreren Jahren in Lund herauskommt, sich jedoch immer ganz mager gehalten, hat versprochen, „sich ein wenig herauszufressen“, seitdem es nun unter eine andere Redaction gekommen. Seit der Zeitung „Heimdall“, welche, im Ganzen von Herrn Rydqvist verdienstvoll gepflegt, sich doch nur einige Jahre halten konnte, hat Stockholm kein ausschließlich literarisches Blatt besessen. Der stets zunehmende Umfang und die Vielseitigkeit der großen Zeitungen hat es für jede Einzelheit der Art fast unmöglich gemacht, sich auf eigene Hand zu halten; die Literatur muß sich damit begnügen, in den politischen Blättern sich in eine kleine Ecke zu verkriechen, wie auch die Musik hier ihren Winkel hat in der anspruchslosen Kellerwohnung des Feuilletons. Ein belletristisches Wochenblatt, betitelt „Figaro“, zu welchem eine halbe Legion Literaten Beiträge liefern, ist dennoch in neuerer Zeit entstanden, und zwar wie es scheint, unter vielversprechenden Aussichten für die Zukunft.

Die Provinzialpresse — um schließlich auch von

ihr ein Wort zu sprechen — ist in Schweden während der letzten Jahre zu einer Wichtigkeit und Würde gestiegen, wovon man sich früher kaum etwas ahnen ließ. Solche Blätter, wie der von Doctor Engström redigirte „Barometer“ in Kalmar, Ridderstad's „Ostgothischer Correspondent“ in Linköping und die „Najade“ in Karlskrona, nebst andern, darf man immer rühmlichst erwähnen neben den einflußreicheren Blättern der Hauptstadt, und aller Voraussicht nach wird es nicht lange währen, bis alle Provinzen Schwedens ähnliche selbständige und thätige Organe für die Oeffentlichkeit haben, welche, jedes in seiner Stadt, arbeiten sollen an der Verwirklichung der Ideen der Freiheit, des Fortschritts und der Aufklärung zur Wiedergeburt und zum Glück des Vaterlandes.

Wirft man einen Blick zurück, so muß man bekennen, daß die freisinnige Presse in Schweden während des letzten Jahrzehends mehr gewirkt hat als alle Reichstage seit 1809 ausgerichtet. Sie ist nunmehr ein Mittel, die Sachen zu betreiben, welches keine sonderlichen Hindernisse zu befürchten hat, und die nächste Zukunft wird dankbar die Standhaftigkeit und die Mühen der Männer erkennen, welche bei uns diese Macht geschaffen haben, die eine Leuchte der Zeit, ein Schwert für das Volk in den Tagen des Friedens und das beste Schloß für des Landmanns Truhe ist.

